

2115.

H. Paulsen.

Die
alte Pastorenfamilie Depkin.

(Vom Jahre 1652—1746.)

Separatabdruck als Manuscript aus der „Neuen Zeitung für
Stadt und Land.“

5-A

16827

Riga, 1881.

Druck der Weybe'schen Buchdruckerei, Dom- u. Herberplatz Nr. 5.

ESTICA

A. 3605

Von der Censur erlaubt. Riga, den 24. Juni 1881.

Est. A



Seinem lieben Vetter

Georg Berkholz,

Präsidenten der Gesellschaft für Geschichte und Alterthums-
kunde der Ostseeprovinzen und Rigaschen Stadtbibliothekar,

widmet

diesen kleinen Beitrag zu Culturbildern

aus der baltischen Heimath älterer Zeit, in aufrichtiger
Werthschätzung der freundlichen Theilnahme, die er sowohl,
als einst auch jahrelang der unvergeßliche Freund Dr.
August Buchholz dadurch an den Tag gelegt hat, daß
die Quellen zur Kenntnißnahme früherer Menschen und
Dinge sich denen erschließen, die auf Grund derselben in
Darstellungen, wie die vorliegenden, sich versuchen.

Riga—Dubbeldu, 21. Juli 1881.

Christian August Berkholz.

Die Familie Depkin florirte circa hundert Jahre (von 1652 bis 1746) in Riga und Livland, hat sich aber gegenwärtig nur in dem Namen „Depkinshof“, einem Güthen an der Düna im Rigaschen Patrimonialgebiet, erhalten. Ihre Nachkommen starben in männlicher Descendenz in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts aus. Der letzte namhafte unter denselben war der Rigasche Bürgermeister und Oberkassenherr Liborius Depkin († 1782), dessen Wappenschild noch in der Petrikirche aufgerichtet zu sehen ist. In weiblicher Linie dagegen existirt sie noch heute, wie denn auch Schreiber dieses von großmütterlich-väterlicher Seite her sie zu seinen Vorfahren zählt. Dieselbe verdient, in vier Namen repräsentirt, gewiß in den freundlich geöffneten Spalten eines Tageblattes, welches sich ausdrücklich eine Zeitung „für Stadt und Land“ nennt, eine pietätvolle Erinnerung. Führt sie uns doch eine Zeit vor, mit ihren Kämpfen und Leiden, Sitten und Anschauungen, Sprechweise und Ausdrucksformen, die uns heutzutage ziemlich fremdartig anmuthen, dem Localpatrioten aber, wenn auch vielleicht nur diesem, nachhaltiges Interesse einzusflößen wohl im Stande sind. Tritt doch durch einen solchen Rückblick der Unterschied recht lebhaft vor die Seele zwischen damals und jetzt, wenn wir betrachten, wie jene Alten einst fühlten und sich äußerten, und wie wir, durch ganz anderweitige Verhältnisse und Vorgänge der Gegenwart beeinflusst und angeregt, zu urtheilen und uns auszusprechen veranlaßt werden. Wird uns doch hierbei auch so recht klar, wenn wir nur diesen einen Gesichtspunkt im Auge halten, welche Veränderung namentlich die deutsche Sprache

inzwischen erfahren hat, so daß, was damals in Prosa oder Versen, sei es tief-ernst-gerührt, oder natv-unschuldig-heitler gesagt ward, in unserem Gemüth beim Lesen und Nachempfinden sich wohl gar in das Gegentheil umzuwandeln Gefahr läuft. Das sei vorläufig bemerkt, um von vornherein Mißverständnissen vorzubeugen, wenn wir irgend uns in der Lage sehen, später manche Details näher zu berühren und darzustellen.

In vier Namen ist uns ihr Gedächtniß aufbehalten, soweit mancherlei Druck- und Handschriften, freilich längst zurückgeschoben, die aber vorliegen, uns in den Stand setzen, ihr Andenken zu sichern. Bildnisse sind nur von Zweien vorhanden; ein stattliches Oelgemälde, welches das charaktervolle, höchst ansprechende, edle Gesicht des Hervorragendsten unter ihnen darstellt, und eine kleinere Zeichnung auf Papier in bunten Wasserfarben, die uns einen Anderen vorführt, wovon später noch ein Wort mehr. Der älteste von den Bieren, von dem alsbald die Rede sein soll, stammt von Voreltern ab, die schon in der Mitte des 16. Jahrhunderts, dem Kaufmannsstande angehörig, hier in Riga ansäßig waren. Die auf uns gekommene, um das Jahr 1738 geschriebene, genau geführte Familiengenealogie mit späteren Ergänzungen verzeichnet als ersten Vepkin einen Boris D., geboren 1556, und dessen Ehefrau Anna, geb. Böker. (Was den Namen „Boris“ betrifft, der öfter vorkommt, so möchte er eine Abkürzung für „Liborius“ sein, indem er in den Handschriften abwechselnd auch „Borrius“ lautet, und man bekanntlich vor Alters mit der Orthographie auch der Personen-Namen ziemlich nach Willkür und Laune verfuhr.) Darauf wird aber dessen Sohn, gleichfalls ein „Boris D.“ genannt (geb. 1594 + 1649), verheirathet mit Dorothea zur Norden. Von diesem letzteren stammten zwei Brüder ab, Hieronymus D. (geb. 1625 + 1657), der erste Pastor aus der Familie, und sein Bruder Boris, geb. 1628 + 1687, verheirathet mit Helene v. Bollberg (abwechselnd steht auch einmal „Bollbergen“ und

„Wollbergſche“, nach damals üblicher Bezeichnung), Ältester der großen Gilde, deſſen Sohn Liborius ſpäter, als der bedeutendſte unter den vier Paſtoren, ſich hervorthat. Andere ſpättere Glieder der Familie, von denen der eine zum Dr. phil. und medic. auf der italieniſchen Univerſität Padua promovirt ward und darauf in Riga eine Tochter des Bürgermeiſters Melchior v. Dreiling heirathete, ein anderer Kaufmann war, wiederum einer als Ältester der ſchwarzen Häupter nach Danzig und Memel verſchlagen, die löbliche Compagnie ſeiner Mitbürger um Subvention zur Rückreiſe nach ſeiner Vaterſtadt bittet, und endlich ein Rathsglied u. ſ. w. übergehen wir, obgleich von ihnen aus aufbehaltenen Druck- und Handſchriften Manches zu ſagen wäre.

Von ſämmtlichen vier Paſtoren Depkin erfahren wir, daß ſie ihre Vorſtudien auf dem Rigaiſchen Stadtgymnaſium, unter dem Inspectorat des Superintendenten Mag. Joh. Breverus ſowie dem Rector der Schule Struberg u. A. abſolvirten, wobei die Bemächtigung des fertigen Gebrauchs der lateiniſchen Sprache als erſte, ja einzige Forderung galt, die alle andern in ſich ſchloß, weil, wie wir wiſſen, mit der Handhabung des Latein das ausreichende Mittel gegeben war, jedes Gebiet der geſonderten Wiſſenſchaften zu beſchreiten. War doch damals noch die Zeit, in welcher ein irgendwie wiſſenſchaftlich auszuſprechender Gedanke ſich nur im lateiniſchen Gewande darſtellen konnte. Daß ſie alle vier das Latein in Proſa und Verſen mit nicht geringem Geſchick beherrſchten, iſt aus ihren verſchiedenen, im Druck erſchienenen Schriften zu erſehen. Nebenbei bemerkt, möchte es heutzutage ſchwer fallen, eine ſolche respectable Anzahl von Literaten in irgend einer größeren Stadt, wo es nicht an gelehrten Schulen fehlt, ausfindig zu machen, wie das damals am Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts der Fall war, die als Zeitgenossen der Depkin's dieſen im Latein, nach Ausweis der vorhandenen Proben, durchaus nicht nachſtanden, indem nicht bloß die Paſtoren ſaſt ohne Ausnahme, ſondern

auch Rathsglieder, Jurisconsulti, Mathematici, Physici, Aerzte u. s. w. mit ziemlicher Gewandtheit in lateinischen Versen — ja sogar Griechisch und Hebräisch kommt vor — schwunghaft sich zu expectoriren wissen.

Alle vier besuchten zu höherer Ausbildung ausländische Universitäten in Deutschland. Die Akademie in Dorpat, später nach Bernau verlegt, scheint keine Anziehungskraft ausgeübt zu haben. Welche wichtige und hohe Stellung unsere alma mater Dorpatensis im Laufe unseres Jahrhunderts in stets aufsteigender Progression gewonnen hat, lag damals noch als eine unbekannte Größe im dunkeln Schooß der Zukunft verborgen. Denen, die damals in unsrem baltischen Heimathlande es zu irgend einer wissenschaftlichen Tüchtigkeit bringen wollten, blieb es nicht zweifelhaft, wohin sie sich zu wenden hatten. So besuchten denn auch unsere vier Deplin, einer nach dem andern, die Universitäten Deutschlands, und hielten sich dort längere Jahre auf, in Jena, Leipzig, Wittenberg, Rostock, Greifswalde, und machten sich sogar daselbst durch mancherlei gedruckte Disputationen und Dissertationen, natürlich alles lateinisch, in erfreulicher Weise bemerkbar, und gewannen, obzwar noch jugendlichen Alters, unter ihren Commilitonen und Lehrern Achtung und Anerkennung, wie das aus vielen Zeugnissen, die sämmtlich vorliegen, und aus denen Proben mitzutheilen wären, hervorgeht, so daß sie, in ihre Vaterstadt zurückgekehrt, manche spätere lateinische Abhandlung, zu deren Abfassung und Herausgabe sie sich veranlaßt fühlten, an ausländischen Orten im Druck erscheinen ließen, und nicht blos „in Riga bei Möllern in der Kramergassen“, woraus man erseht, daß die literarische Verbindung, trotz der damals so schwierigen Communicationsmittel hiesiger Gegenden mit den übrigen Culturstätten des Westens, sich eines verhältnißmäßig recht regen Verkehrs erfreute.

Doch schreiten wir jetzt zu einer genaueren Charakterisirung der bereits angeedeuteten vier Pastoren Deplin, soweit es der Raum gestattet, und das gewünschte Interesse der Leser reicht.

Hieronymus Depkin.

Sein Vater Boris (oder Borrius, Liborius), ein Kaufmann, der, wie wir aus seinen Notizen entnehmen, nach Holland handelte, kaufte ein Jahr nach der Geburt dieses seines ältesten Sohnes, im Jahre 1626, ein Haus mit einem zweiten Hintergebäude, an der Sandstraße belegen, für 5000 Mark rigisch und setzte sein „Merkzeichen“ (bürgerliches Wappen) mit der Namensschiffer B. D. darauf. Dasselbe wurde, wie es gleichfalls heißt „bei der Moskowitzischen Eroberung (1710) von den Bomben weggeschlagen.“ Es muß unweit des Pulverthurms gestanden haben, welcher bekanntlich auch noch als ein Erinnerungszeichen steinerne Geschützflugeln aus jener Zeit an sich trägt. Für die Denk- und Sprechweise der damaligen Menschen ist charakteristisch und verdient daher erwähnt zu werden, daß der treuherzige Rigasche Handelsherr bei der Geburt und Taufe seines Sohnes Folgendes niederschrieb (wir vermeiden die unregelmäßige Orthographie), nachdem er vorher vermerkt, daß er für 2711 Mark Waaren auf 3 Monat Termin gekauft: „Gott der Herr gebe, daß das Kind möge aufwachsen in Gottesfurcht, Bucht und Ehrbarkeit, daß es möge geschehen zu seiner Seelen Seligkeit. Liebes Kind, fürchte Gott. Er ist ein Rächer-Gott. Die ihn lieben, wird Er nimmer verlassen. Amen.“ Der brave Mann erlebte zwar nicht die Freude, seinen Sohn in Amt und Würden zu sehen, konnte aber seine Erziehung und Ausbildung bis zu dessen 24. Lebensjahre treulich und gewissenhaft besorgen und ausführen. Und seine Bemühungen waren nicht vergeblich, wie der Erfolg zeigte. Denn der junge Mensch trat bereits als Schüler des Gymnasiums in einer lateinischen Disputation unter dem Präsidium des Rectors Joh. Struberg auf, und zwar war das Thema ein ziemlich abstractes, der aristotelischen formalen Logik entnommen: De natura accidentis praedicamentis (höchst scholastischer Ausdruck) in communi. In Riga gedruckt 1645. 1 Bog. 4. (Hier können wir nicht unterlassen, das „Schriftstellerlexikon“ von Dr. C. E. Na-

piersky, sowie dessen „Matritel der livländischen Prediger“ zu erwähnen, ohne welche höchst schätzbaren, mühsam angefertigten Werke schwerlich etwas Genügendes auch hier zu Stande gekommen wäre, die, wie die Sammlungen von Dr. A. Buchholz, auf der Stadtbibliothek asservirt, ein reiches Material bieten, wenn man nachträglich über solche Dinge etwas schreiben will.) Nach Wittenberg, wo Luther vor 100 Jahren in der Schloßkirche zuletzt gepredigt hatte und sein Geist noch fortlebte, zog es ihn. Dort machte er seine philosophischen und theologischen Studien, zu denen er sich schon in seiner Vaterstadt gründlich vorbereitet hatte. Schon im Jahre darauf versuchte er sich in einer lateinischen Disputation und schrieb eine Abhandlung aus der Moral über die Tugend der „Tapferkeit“ und vertheidigte sie unter dem Präsidium des Prof. Joh. Wendler: Propositiones ethicae de virtute heroica. Wittenb. 1647. 2 Bog. 4. Er erregte Aufmerksamkeit. Im Jahre 1649 gab er abermals eine Schrift in Druck und schilderte die „Beschaffenheit eines guten Bürger“, Bonus cives ejusque natura explicatur. 2 Bog. 4. Respondent war Joh. Bins, eine Schwabe. Er promovirte darauf ebendasselbst zum Magister der Philosophie und konnte sich bei der philosophischen Facultät als Professor-Adjunct habilitiren. In Folge dessen werden noch drei Dissertationen von ihm erwähnt. Die eine handelte von den Grundsätzen und Zielen des menschlichen Willens und Handels (de fine et principii actionum humanarum; die andere vom Syllogismus der Kategorien des Unendlichen (abermals strenge Logik) und die dritte vom „Sein und Sosein“ (de ente ut sic). Auch nahm er Veranlassung durch den Tod des hochgefeierten Superintendenten von Riga und Generalsuperintendenten von Livland Hermann Samson v. Himmelsterna, ein langes lateinisches Gedicht in Hexametern zu verfassen, eine Vergleichung des biblischen Samson (Simson) mit dem livländischen (comparatio Samsonis biblici cum livono), worin besonders dessen Kämpfe mit den Papisten und Se-

suiten hervorgehoben wurden. Erschienen auch gedruckt, 25 Seiten lang. Es nimmt Wunder, daß er diese so glücklich begonnene, wissenschaftliche Laufbahn, die sich ihm auf der Universität eröffnet hatte, nicht fortsetzte. Die Beweggründe kennen wir nicht. War es die Liebe zur Heimath, war es der Wunsch nach praktischer, stiller Thätigkeit? Er zog also wieder zur Vaterstadt und konnte bald darauf in sein Notizblatt schreiben: „Anno 1650, d. 26. Dec. auf Weihnachten. Im Namen der hochgelobten Dreieinigkeit bin ich in das Predigtamt getreten, bei der christlichen Gemeinde zu Siffegall in Liefland.“ Und fügte hinzu: „Höchster Gott, der Du mich hieher geschickt, mach' mich noch hiezu geschickt. Dein Werk ist es. Gib mir Weisheit, Herz und Muth, zu treiben das Amt evangelischen Predigers, Dir allein, o Gott, zu Ehren, mir aber und meinen Zuhörern zur Seligkeit um Jesu Christi willen. Amen. Auf Dein Wort will ich mein Netz auswerfen, gib einen reichen Fang.“ Mit diesem Gebet im Kämmerlein, das wir noch heute in dem vergilbten Blatte lesen, trat er sein Amt an. Was fand er vor? Darauf giebt er selbst kurz andeutend Antwort. Er schreibt: „5 Wochen nach meinem Antritt habe ich die ersten Arbeiten bekommen.“ Von seiner häuslichen Wirthschaft wird bemerkt: „Herr F. (der Name ist undeutlich zu lesen) hat mir 2 Wochen geschickt (wahrscheinlich Fußerbeiter, ohter-neeki), und die dritte Woche ist er zu Hause geblieben. Die Landwirthschaft des Pastors in Siffegall wurde damals durch Tagesarbeiter, von den Höfen beschiedt, geleistet. Ferner: Saadsen hat den 24. Februar den ersten Arbeiter gesandt, Laubern den 3. März. Es ging also damit, wie man sieht. Darauf schreibt der junge 25jährige Pastor, der soeben die Hörsäle in Wittenberg verlassen hatte: „Den 3. März habe ich bei Birfinsky die Sungelschen verhört.“ Er scheint sich vorläufig über die christlichen Kenntnisse seiner „undeutschen“ Pfarrkinder eine Ansicht verschafft haben zu wollen, um ihnen alsdann das Nöthige bieten zu können, was ihnen frommt,

sonst hätte der junge Magister der Philosophie und ehemalige Professor-Adjunct leicht in den Fall gerathen können, über die Köpfe zu predigen. „Mäßig bestanden.“ „Den 5. März habe ich bei den Mengelschen (Altenwoga) die Gebete verhört. Konnten auch mittelmäßig beten (pahtarus skaitiht), ohne daß eine Dirne nicht ein Vater unser konnte beten. Den 6. März habe ich die Taurupschen verhört, waren sehr dumm und konnten auch nicht allzu viel. Den 7. März habe ich die Fisteblenschen verhört, darunter 4 alte Kerls waren, die kein Vater unser konnten; einer unter ihnen war so fertig im Beten, daß seines Gleichen mir noch keiner vorgekommen ist.“ Von „Anno 1651 den 6. August“ schreibt er: „Im Namen der hochgelobten Dreieinigkeit habe ich Jungfer Catharina vom Damm getraut. Mein Gott, gib eine friedliche, glückselige Ehe. Amen! Den 13. October haben wir auf der großen Gilde zu Riga Hochzeit gehalten.“ Es scheint die Trauung im August in der Stille stattgefunden zu haben und ein solennes Fest unter den Verwandten nachträglich, sozusagen ein Hochzeitsfest, gehalten zu sein. „Den 22. October haben wir Heimbringung gehalten. Den 7. December ist mein Schwiegervater (der Älteste der großen Gilde Giesebrecht vom Damm) gestorben. Gott verleihe ihm eine fröhliche Auferstehung und uns Allen eine selige Nachfahrt.“ Es waren unserem Hieronymus Depkin nur sieben Jahre vergönnt, als Pastor in Siffgal sein Amt zu führen. Viel Fröhlichkeit auf seiner irdischen Pilgersfahrt scheint ihm in Siffegal vor der Auferstehung nicht beschieden gewesen zu sein. Zwei Söhne wurden ihm aus der Ehe geboren, die später den Namen ihres guten Vaters ehrenwerth führten, wie wir das sehen werden, die er aber nach seinem frühzeitigen Tode als unmündige Kinder der Pflege und Sorgfalt seiner treuen Brüder und seiner trauernden Wittwe zurücklassen mußte. Nur ein paar Jahre war damals noch Friede in Stadt und Land gewesen. Da kam der Krieg, und Alexei Michailowisch mit seinen Tausenden.

Kriegsstorm durchzog das Flachland, die Höfe und Dörfer sanken unter Brand und Verwüstung hin, nur Riga vermochte der sechswochentlichen Belagerung 1656 tapfer Widerstand zu leisten. Aber die Pest, durch Hunger und Noth, fand abermals in dem oft bedrängten Livland ihre Opfer, von welcher auch unser junger, strebsamer Pastor Hieronymus Depkin in der Blüthe seines Alters, nur 32 Jahre zählte er, hinweggerafft ward. „Gott gebe uns eine selige Nachfahrt,“ hatte er einst geschrieben, und die ist, wie wir zu hoffen berechtigt sind, ihm auch zu Theil geworden. Ein Denkstein ziert nicht sein Grab, der bei der Ungunst der Zeiten auch schwer zu setzen war.

Liborius Depkin.

So war also der gute junge Pastor zu Siffegall, vor wenig Jahren noch in Wittenberg Prof.-Adjunct der philosophischen Facultät, promovirter Magister, Verfasser grundgelehrter, lateinischer Abhandlungen über Fragen aus der Logik, Ethik und Metaphysik, der auch als Verfasser eines lateinischen Heldengedichts in virgilischem Versmaß die Bewunderung auf sich gezogen hatte, darauf kurze Zeit nur im geistlichen Amte stehend, von der Pest dahingerafft, die damals als Begleiterin der Kriegsschrecken in Stadt und Land wüthete und zahlreiche Opfer abgefordert hatte. Da hatte er vor 7 Jahren erst ein stilles, livländisches Pastorat für seine Arbeitskraft gefunden, wo er treu fleißig und unverdrossen die „dummen unteutschen Taurupschen Pawren“ in den Lehren des Christenthums zu unterrichten sich bemühte, auch dem noch beim Landvolk tief eingewurzelten, heidnischen Aberglauben, welcher an den Schreckbildern des Teufelsspuß und der Rauberei Bereicherung fand, zu steuern sich angelegen sein ließ. Da hatte ihm auch das häusliche Glück an der Seite eines frommen Ehegemahls gelächelt, und zwei kleine Söhnchen nährten Hoffnungen der Zukunft. Dieser Lebensraum hatte aber bald sein Ende erreicht. An seinem Sarge stand die junge Wittwe, ein 5- und ein 2jähriges Söhnlein ihr

zur Seite. Aber ihr selbst war auch nur eine kurze Frist gesteckt. Schon 6 Wochen darauf starb auch sie an der bössartigen Pest, und die zarten, unmündigen Kinder, nichts ahnend von ihrem herben Geschick, das sie durch den frühzeitigen Tod beider Eltern betroffen, waren nun fremder Pflege anheimgegeben. Sie fanden solche bei ihrer Großmutter und ihrem Vaters-Bruder Boris Depkin, einem Kaufmann, später Ältesten der großen Gilde, in Riga. Dieser nahm sich sofort der Kinder als Vormund an und sorgte für Beide bis zur Vollendung ihrer Erziehung und Ausbildung, die ihnen zuerst im städtischen Waisenhaus und später im Stadtgymnasium zu Theil ward.

Das leuchtende Vorbild des früh entschlafenen, würdigen Vaters ermunterte den ältesten der beiden Söhne, **Liborius**, geb. 1652, ihm nachzufolgen und sich gleichfalls der Theologie zu widmen. Auch ihn zog es, nach Absolvirung seines Schulcursus auf dem Rigaschen Gymnasium, nach Deutschland, wo er die Vorträge der Professoren auf den Universitäten, zuerst in Greifswalde, wo er im Juni 1672 immatriculirt ward, dann nach einem Semester in Rostock, darauf in Helmstädt und Leipzig, wie man aus dem Erfolg ersieht, fleißig benutzte. Nicht weniger als sieben Jahre dauerte dieser dem Studium gewidmete Aufenthalt in der Fremde. Von seinen Verwandten mit den dazu erforderlichen Mitteln ausgestattet, genoß er auch mancherlei Stipendien, welche zu begründen die patriotischen Rigenser, die nicht bloß Seringe und Flachs, sondern auch die Wissenschaften zu schätzen wußten, zur Aufmunterung begabter Geister allzeit sich angelegen sein ließen. So genoß er von der „löblichen Compagnie der Schwarzen Häupter“ eine jährliche Subvention von 12 Albertsthalern, nach damaligem Geldwerth mehr als das Vierfache von Heute. Der sorgsame Oheim stellte regelmäßig über den Empfang der Summe Quittungen aus, von denen noch ein Paar im Original vorliegen, mit gebührenden Dank gegen den Herrn Aeltermann und seine Mitbrüder. In Rostock scheint unser **Liborius**

die längste Zeit geweiht zu haben, wie aus dort von ihm in Druck gegebenen Schriften mancherlei Art zu ersehen ist. Zuerst schrieb er nur lateinisch; erst allmählig entschloß er sich zum Gebrauch der deutschen Sprache, wie er auch in der Folgezeit als lettischer Prediger in der Sprache der „livländischen Pawren“ sich mit Geschick zu bewegen lernte und für die Ausbildung derselben sich redlich bemühte, was noch eine weitere Erwähnung verdient. Es nimmt uns übrigens heutzutage nicht wenig Wunder, wenn wir wahrnehmen, daß in jener Zeit die ernstesten und fleißigsten, der „Gottesgelahrtheit und Weltweisheit Beflissenen“ schon während ihrer akademischen Studien schriftstellerischen Arbeiten oblagen. Unser **Liborius D.** ist, wie sein Vater, ein Zeugniß solch rühmlichen Strebens. Schon nach Verlauf des ersten Jahres vertheidigte er in Rostock philosophische Thesen über die „Welt“ (de mundo), nach der inductiven Methode des berühmten **Vaco von Verulam.** 1673. 2 Bogen 4, unter dem Präsidium des Prof. Mag. Büsel. Im Jahre darauf 1674 erschien von ihm, ebenfalls in Rostock, eine metaphysische Disputation über die „Erfennbarkeit der Dinge“ (de cognoscibilitate), sogar in 4 Bogen 4. Abermals 1675 eine „Erste Serie von 50 Thesen philosophischen Inhalts“ (Semiculturia prior thesenum miscellaneorum philosophicarum) und bald darauf eine zweite Serie, jede von 1 Bogen 4. Nun folgten Versuche in deutscher Sprache, gleichfalls in jener Periode seines Lebens. So: „Das in Adam verlorene und in Christo wiedergeborene Gottes-Ebenbild, der hochheiligen Christ-Geurt zu Ehren in Teutsch-gebundener Rede entworfen. Rostock 1676. 2 Bogen 4.“ Darauf: „Pflichtschuldigster Ehren-Zuruff, Als der Wohl-Ehrwürdiger, Andächtiger und wohlgelehrter Herr **Henricus Hornemann**, mit der Seinigen höchsten Freude, Aller Herz-Bergnügung, und eignem würdigen Ruhme, zum Pastor-Adjunctus der Gemeinde zu **Wittenberg**, eingeföhret ward, abgestattet und bei schleuniger Abreise nach **Barchim**, zum Zeichen unzertrennlicher

Freundes-Treu und beständig aufrichtiger Liebe, hinterlassen von Liborio Depkin, aus Riga in Lestland, D. S. S. u. W. W. Beflissenen. Parchim, 1676." Da heißt es u. A.:

Wittenberg kann noch gedenken, daß sie Ihn, als ihren Sohn, Mit der allersüßten Milch rein r Lehr hat auferzogen.

— — Calov, Quenstädt, Meißner, Deutschmann, die Ihn kennen und er kennt,

Wüßten, wüßten sie es nur, diesem seinem Glück zu Ehren

— — — einen Ehren-Zuruff hören.

Glück zum neuen Priester-Stande! Nehmt euch Christi Schäflein an,

Schützt und hütet sie auf's Beste: stürmet mit der Hölle Pforten:

Höll' und Teufel werden tapfer nebst der Welt euch setzen zu. Setzt dem dreigeköpften Hund Christi Schutz getrost entgegen, So wird euer Erzhirt Christus, der doch sonst in einem "u Höll' und Welt zu Boden stürzt, auch euch geben das Vermögen r.

Uns verbindet ein Gemüth durch verknüpften Freundschafts-Banden,

— — Ihr allhier, ich an dem Ort,

Da der kalte Saurus pfeift, da der strenge Winter wohnet,

Da die Düna Salzmeer trinkt, da der ungestüyme Nord,

Als in seiner Heimath Wohnung, dort an jenem Welt-End, thronet r.

Man sieht, er ist von den Vorzügen des Klimas in Riga nicht sonderlich befriedigt. Das hielt ihn jedoch nicht ab, bei günstiger Zeit nach seiner Heimath zurückzukehren, wie wir das auch alsbald sehen werden.

Inzwischen erschien darauf 1676 in Leipzig von ihm ein „Gebundenes Hirtengespräch, dem blutrünstigen Jesuleiden zu Ehren abgesetzt“, 3 $\frac{1}{2}$ Bogen 4. Auch „Ein Gedicht über die Zweikämpfe“ r. (bei Gelegenheit eines im Duell getödteten Studenten, worin er sich muthig gegen das Raufbold-Anwesen und den falschen point d'honneur ausließ.) Auch damals sind also schon solche Leichenreden gehalten, wie später, ohne die geringste Wirkung. Im Jahre 1678 ließ er zu Rostock 4 $\frac{1}{2}$ Bogen 4 drucken: „Wismarischer Friedenswechsel, in einem Schäfergedicht (sic) beglückwünscht.“

Nach einem solchen längeren Aufenthalt im Auslande, den er, wie ersichtlich, mit Nutzen zu verwerthen suchte, sehen wir ihn endlich im September 1680 in Riga wieder. Es muß damals ziemlich trostlos hier selbst ausgesehen haben. War doch vor kaum ein Paar Jahren zurück ein Drittel des Haupttheils der inneren Stadt, die 24 Jahre früher eine schreckliche Belagerung mit Bombardement auszustehen gehabt hatte, durch muthwillige, frevelhafte Brandstiftung von Flammen verzehrt. Rings um die gleichfalls zerstörte Petri- und JohannisKirche erinnerten noch die Brandstätten an die Gräuel der Verwüstung. Die vielen „Kreuz- und Trostlieder“, während des 30jährigen Krieges von betrübnen Sängern gedichtet, von denen unsere Gesangbücher eine reiche Auswahl besitzen, haben hier zweifellos viel Anklang gefunden. Wie gesagt, einen besonders freundlichen Eindruck machte auf den Heimgekehrten der Anblick von Stadt und Vorstädten nicht. Diese namentlich hat man sich durchaus nicht so regelmäßig angebaut und von geebneten und gepflasterten Straßen durchzogen, vorzustellen. Diese sog. Vorstädte, von barackenartigen Baulchleiten in zerstreuten Gruppen besetzt, wo Sandberge, Moräste, Kohlgärten und wüste Plätze dazwischen standen, boten durchaus den Anblick einer ziemlich primitiven ländlichen Ansiedelung dar, allzeit auf Abbruch gefaßt, sobald feindlicher Ueberfall drohte. Und was stand noch Alles in nächster Zeit bevor! Der Nordische Krieg, Schlachtgetümmel in der Nähe, Kanonendonner und Belagerung, Handel und Wandel stocken, Jeder nur darauf bedacht, sein elendes Leben zu retten. Das dauerte in rasch aufeinander folgendem Wechsel ein ganzes Menschenalter. Und das Alles mit zu erleben, war auch unserem Viktorius Deylin beschieden. Zudem war das Land durch die entsetzliche Güter-Reduction Karl's XI. (eines sonst sehr kirchlich gesinnten Königs, gab er doch eine neue Kirchenordnung, die noch bis 1832 vorherrschte, wenn auch allmählig ziemlich veraltet und namentlich in ihrer streng gehandhabten Kirchenzucht längst zurückgestellt, sorgte für eine lettisch

Bibelübersetzung und schmückte die Jacobikirche alhier mit einem Altar, der noch heute steht u. s. w.) in einen elenden Zustand versetzt und in seinen ökonomischen Interessen zum Unheil des Ganzen auf das Grausamste geschädigt.

Nach diesem so beschaffenen Riga kam unser Liborius D. zurück, der vor Kurzem nur dem Studium der heiligen Schrift und der Philosophie der Griechen obgelegen und am „kastalischen Quell der Musen“ gedichtet und lateinisch und deutsch geschristellert hatte, übrigens, wie es scheint, von der „Hallischen“ pietetischen Richtung, die erst nach ihm auch in Livland Eingang fand, unberührt geblieben war. Der Mangel an Predigtamts-Candidaten muß damals sehr groß gewesen sein. Erhielt er doch gleich nach seiner Rückkehr einen Ruf nach Rostock; der Rittmeister Knorring wollte ihn zum Feldprediger in Dünamünde haben. Doch entschied er sich, der Vocation des Rigaschen Rathes, d. d. 21. Februar 1681, zum Rector der Schule und Pastor-Adjunct in Lemsal Folge zu leisten, und als der altersschwache Pastor Bröbbling bald darauf starb, die Pfarre selbstständig zu übernehmen. Auch damals schon ging es mit der Besetzung der Pfarrstellen nicht immer glatt und einfach, indem entgegengesetzte Instanzen Patronatsrechte geltend machten. Das war auch diesmal bei der Vocation unseres Liborius D. der Fall. Der Rath nämlich beanspruchte als Besitzer von Schloß Lemsal und dessen Appertinentien das Patronatsrecht, die unselige Güter-Reduction aber hatte auch dieses Recht zweifelhaft gemacht. Die Liebhaberei der Oberherrlichkeiten, sich in alle untergeordneten Fragen in kleinlicher Weise zu mischen, scheint nie auszusterben. Der geistliche Oberhirt der Stadt Riga, der Oberpastor und Superintendent, Mag. Joh. Breverus hielt es mit dem Rath, der General-Superintendent von Livland, Dr. Joh. Fischer dagegen mit der Krone Schweden und, als unmittelbarer Günstling des Königs, mit den schwedischen Gouverneuren Hastfer und Horn. Da kam es denn zu unliebsamen Collisionen. Beide waren sonst streng orthodoxe Theologen reinsten Lehre, Fischer

vielleicht mit einem pietistischen Anflug. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich die Herbigkeit der Sitten jener Zeit nicht bloß in betreffenden Schriftstücken, trotzdem es diesen nicht an pomphaft ceremoniösen Redensarten ausgesuchter Courtoisie fehlte, sondern wohl auch im persönlichen Verkehr, wo es sich um die Aufrechterhaltung vermeintlicher Ansprüche handelte. Es liegen urkundliche Documente vor, Eingaben des Raths an den Gouverneur, die nicht undeutlich zu verstehen geben, daß Herr Dr. Fischer der eigentliche Gegner der Rechte des Raths sei. Es würde zu weit führen, und hieße nur den Rahmen dieser kleinen Cultur-bilder alter Zeit überschreiten, wenn wir näher auf diesen Gegenstand eingehen wollten. Nur soviel. Es kam zu empfindlichen Aeußerungen. Der Rath unterlegte dienstschuldigt der Erlauchten Hochwohlgeborenen Excellenz, Reichsrath, Feldmarschall und General-Gouverneur, ihrem gnädigsten Herrn, die gerechte Hoffnung, „Hochderselbe werde den wohlgemeldeten Superintendenten, der gegen die Vocation Querelen erhebe und die Vocation von Seiten des Raths nicht anerkenne, anweisen, ohne Verzug den vocirten Pastor zu ordiniren und die Gemeinde, die auf ihren Seelsorger mit Verlangen warte, damit erfreuen u.“ In Thest scheint diese Vorstellung keinen Erfolg gehabt zu haben. Auf dem Wege eines Compromisses kam indeß die Ordination doch zu Stande. Und so hatten beide Theile ihren Willen. Der Eine bestand auf seinem „Recht“, und der Andere begnügte sich mit dem praktischen Erfolg. Ein nicht selten vorkommendes Verfahren oberer Instanzen gegen niedere, das man hentzutage mit dem Ausdruck *право дѣствія* bezeichnet.

Liborius D. trat sofort in Rensal sein Amt an. Sehr erfreulich scheinen die dortigen Verhältnisse, die er vorfand, in Folge der Kriegsläufe, nicht gewesen zu sein. — Ueber die Zugehörigkeit mancher Güter und Bauerländereien mit ihren leibeigenen Insassen zum Kirchspiel war große Ungewißheit. Die Intraden des Pastors waren zweifelhaft geworden, das frühere Pastors-Wittwenland verschwunden u. s. w.

Wie weit es dem jungen Pastor in den neun Jahren seines Hierseins gelang, eine gewisse Ordnung herzustellen, bleibt unklar. Daß er sich sofort seines geistlichen Berufs mit Eifer annahm, geht aus seinem Berichte an den Propst, seinen nachmaligen Schwiegervater, den Pastor zu Cremon und Assessor des Oberconsistoriums, Stübner, hervor. So schreibt er ultimo December 1683, er habe seit dem 19. Juni bis 4. Advent „alle Wochen in den Gesinden, laut consistorialischer Ordinance, das Gebet verhört, und in allen 71 Gesinden 313 Personen, klein und groß, vor sich gehabt, Alle in specie examinirt, und eines Jeden Profecten, soviel in solcher Kürze geschehen können, annotirt, und ingleichen, welche abwesend, ausgeführt; besunden absentes 480 (!) Personen, welche künftiger Zeit, so Gott läßt leben, vor allen Anderen hervorgesucht (sic) werden sollen.“ Er bittet um eine hochnöthige Kirchenvisitation und hofft, „Praepositus werde seinem Vortrag mit bewährter Beihilfe beim Oberconsistorium secundiren“. Schon am 9. October desselben Jahres, 1683, schreibt er seinem Propst in einer Angelegenheit, die eine vorgenommene Veränderung des deutschen Gottesdienstes, man erfährt nicht welche, betrifft: „Die jüngst mündlich verabredete Veränderung habe ich mit Consens C. C. H. W. Rath's als Patronum, seit Trinitatis eingeführt. Sehe aber, daß die teutsche Gemeinde dieses veränderten Gottesdienstes wegen mächtig schwierig ist, und deswegen mit allen Ihrigen studio (mit Vorbedacht) ausbleibe.“

Gleich im ersten Jahre seines Amtsantritts vermählte er sich am 28. November 1681 mit „Jungfer Anna Stübnerin“, Tochter des besagten Propstes Stübner (dessen Lebensbild zu vielen Betrachtungen veranlassen könnte, hier aber übergangen werden muß). Es liegen nicht weniger als 11 längere und kürzere gedruckte Hochzeits-Carmina vor, von denen zwei in lateinischer Sprache. Nach unserem heutigen Geschmack sind sie durchaus nicht. Die Reime sind sehr gequält, die Bilder gesucht und die Anspielungen nicht selten be-

denklich. Man kann sich eine ungelentere Sprache kaum denken, als die damalige deutsche. Es bedurfte noch mehr als eines halben Jahrhunderts, bis Klopstock kam, und die altfränkischen Reime „zwingt die Saiten in Cythara“ bei Seite setzte, die jetzt nur als Cabinetsstücke in Antikensammlungen „im historischen Interesse“ existiren. Auch die überaus schwülstigen und gezierten Titelblätter, die ganze Folioseiten einnahmen, sind bezeichnend, wie z. B.: „Die mitfreuende Freude am Hochzeits-Tage des wohlgepaarten Paares.“ Nur eine Probe sei vergönnt. Der Dichter beschäftigt sich mit dem Gedanken, daß der Bräutigam seine Braut auf halbem Wege nach Riga, wohin er zur Brautschau habe fahren wollen, in Cremon gefunden habe. Da singt er:

— — Ich hört es durch's Gerücht,
Wie er sich jüngst zur Frey nach Riga machen wollt.
So wunderbar gestimmt, und doch so nett gepfliffen
Ist, was den Tausenden auch mir selbst fehlen sollt.
Zwar weiß ich selbst nicht, hab aber doch gehört,
Daß da Dein Sinn nach Rig' zu freien dich geführt,
Des Glückes Centrum dich auf halben Weg bethört,
Und am hell-heitrem Tag zu irren angeführet“ u. s. w.

Doch genug.

Aus der Zeit seiner Amtsführung in Lemsal wird von ihm eine deutsche in Druck gegebene Schrift angeführt: „Evangelien = Andachten über das ganze Kirchenjahr, in hundert Sonneten bestehende, zur Ehren Gottes und Erbauung der Mitchristen abgefaßt. Riga 1681. 52 S. 8.“ Eine lettische, in 1 Bogen Folio, erschien später 1696: *Sawadi karra teefas likumi, ta teem slikteem* (offenbar sind darunter Untermilitaire gemeint) *saldateem jadarra*, also „Militairische Verhaltensregeln für den gemeinen Soldaten, in 141 zu beobachtenden Vorschriften.“ Mit dem Latein scheint aber unser Liborius D. nunmehr zu Ende gewesen zu sein, da er sich mit der Abfassung lateinischer Elaborationen, ohnehin weit weniger als sein Vater, nicht mehr beschäftigt. Seine Schriftstellthätigkeit wandte er nunmehr dem Lettischen zu. In Riga erschien später 1703 von ihm: „Kurzgefaßte Bußgedanken des durch

vielfältiges Verbrechen zu Tode verurtheilten Johann Staffel“, auch lettisch bearbeitet.

Nach 9jährigem Wirken in Rensal vocirte ihn der Rigasche Rath zum Pastor an der lettischen St. Johanniskirche in Riga. Bei der Gelegenheit machten Bürgermeister und Rath, um nicht „ihr Recht zu frustriren“, einen abermaligen Versuch, auf ihr Patronat in Rensal hinzuweisen, und erlaubten sich, dem Herrn Gouverneur zur geneigten Beförderung zum Pastor in Rensal zu präsentiren einen Magister Heinrich Meier, „einen ehrliehen hiesigen Bürgersohn, welcher über Jahr und Tag allhier mit Predigen sich fleißig hören lassen, sowohl der deutschen als undeutschen Kirchen.“ Wurde aber nicht acceptirt. Diesen Meier vocirte der Rath in demselben Jahre unbehelligt nach Uexküll und Kirchholm, wo er in den schrecklichen Kriegsjahren viel zu erdulden hatte. Auch mußte er beim Aussterben der Prediger neben seiner Gemeinde die Kirchen zu Dahlen, Dünamünde, Zarnikau und Neuermühlen zugleich bedienen, wobei er von dem Feinde viermal ausgeplündert und ihm das Haus über den Kopf niedergebrannt wurde. Das nur beiläufig.

Obgleich Liborius D. als Pastor zu St. Johannis auch mit dem Ehrenamt eines Assessors Consistorii betraut ward, so scheint er in jener Kriegszeit doch nicht auf Rosen gebettet gewesen zu sein. So klagt er in einer demüthigen Unterlegung an den erlauchten Generalgouverneur d. 3. Aug. 1700, daß er ungebührlich mit Einquartirung belastet werde, da er schon ohnehin einen Capitain mit Troß bei sich habe, und in seiner überfüllten Wohnung (er hatte 9 Kinder am Leben) nur noch über eine kleine Badestube verfüge, die er alle 8 oder 14 Tage nothwendig selbst gebrauche. Auch klagt er über „seine unbefugten, jedoch der Zeit willigen Dienste bei den armen Sündern, so zum Tode geführt werden, und deren er nun in die 6 Wochen zweien, so mit dem Schwerte gerichtet worden, und 5, die mit dem Strange abgethan, 7 an der Zahl habe begleiten helfen, damit viel Unlust und

Verlust seiner Gesundheit empfinde" u. s. w. Ob diese Bitte um „specielle Gnade“ von Erfolg gewesen, bleibt unbekannt.

Diese überhäuften Arbeiten und aufreibenden Dienstpflichten bei einem spärlichen Auskommen und einer beständigen Aufregung und Furcht, von der sämtliche Einwohner der von Feind und Feuer bedrängten Stadt erfüllt wurden, waren nicht dazu angethan, sich mit stillen Studien zu beschäftigen. Unser Liborius D. fand aber doch noch Muße, einen „Vortrab zu einem längst gewünschten lettischen Wörterbuch“ zc. 1704 drucken zu lassen, dem 1705 ein „Wörterbuch“ folgte. Auch dichtete er lettische Lieder zum alten livländischen lettischen Gesangbuch, sowie er sich an der Revision der ersten lettischen Bibelübersetzung, an der dritten Ausgabe der lettischen Postille von Manzelius und an mehreren Auflagen des lettischen Gesangbuches betheiligte.

Es war eine sehr unruhige Zeit, wie man sieht, in der unser Liborius D. seinem Amte obzuliegen berufen war. Sie war auch für die besser Situirten nicht dazu angethan, das Leben auf ein längeres Maß auszudehnen und ein hohes Alter in Aussicht zu stellen. Die Stadt, eingeschlossen, freilich später noch 150 Jahre lang, von beengenden Wällen, war in ihren Baulichkeiten unaufhörlichen Feuersbrünsten ausgesetzt, und keineswegs in der Lage, wohlliche, bequeme und gesunde Räume darzubieten. Wir haben heutzutage gar keine Vorstellung davon, wie sehr unsere Altvordern durch ihre Wohnungsverhältnisse in ihrem Gesundheitszustande den schädlichsten Einflüssen beständig ausgesetzt waren. Krankheiten, die man häufig unter dem Namen Pest zusammenzufassen pflegte, und die auf die Organe zehrend und rapid tödtend wirkten, waren oft nur die unausbleibliche Folge einer schlechten und ungeordneten Pflege. Die milderen Formen der Störung leiblicher Functionen, die wir heute prophylaktisch zu beobachten und aufzuhalten gelernt haben, wurden, wenn wir recht sehen, als ein unvermeidliches Uebel mit Gelassenheit ge-

tragen, und wenn sie schnell zu einem bösen Ausgange entarteten, so war das eben nichts Auffallendes. Daß unser Liborius D., 56 Jahre alt, nicht gerade an der „Pest“ starb, wie seine Eltern, aber in Folge der übeln, ungesunden, örtlichen Verhältnisse, wobei die beständige Gemüthsaufrregung das Uebrige that, möchte nicht unwahrscheinlich sein. Unsere modernen „Badereisen“ und „Sommerfrischen“ kannte man damals nicht. So ward er denn im October 1708 von einer Apoplexie an der rechten Seite betroffen, von der er sich nicht mehr erholte, so daß er nach wenigen Wochen am 2. December auf dem Sterbette von seiner mühseligen Pilgerfahrt zur Ruhe kam.

Seine feierliche Bestattung unter allgemeiner Theilnahme erfolgte 11 Tage später, am 13. December. Vor uns liegen 18 gedruckte Foliosseiten, die 18 Gedichte in verschiedenen Sprachen und einen lateinischen Nekrolog vom Professor der Eloquenz am Stadtgymnasium Hörnick, auch zur Zeit als Gelegenheitsdichter sehr beliebt, enthalten. Man ersieht daraus, wer nur in Riga einen Vers in deutscher oder lateinischer Sprache herzustellen im Stande war, betheiligte sich an Kundgebungen der Achtung und Liebe. Ob heutzutage in Riga ein Duzend Dichter sofort auffpringen würden, um in 11 Tagen ihre Gedichte, wenn überhaupt, fertig zu machen, möchte stark zu bezweifeln sein. Und nicht allein kam das Deutsche und Lateinische hier zur Anwendung. Der schwedische Prediger an der Jakobi-Kirche, Eric Notman, ließ es sich nicht nehmen, in fünf Sprachen seine Gefühle auszusprechen: hebräisch, lateinisch, östlich, (eine sonderbar erfundene, alterthümliche, an den altrömischen Dichter Ennius anklingende Mundart), schwedisch und deutsch. Warum nicht auch die lettische Sprache hier zur Geltung kam, möchten wir fragen. Da lesen wir ein deutsches „Sonnet“ von seinem Vetter, dem Superintendenten und Oberpastor zu St. Petri, Liborius Deylin; ein gleiches vom Pastor am Dom, Fuhrmann; lateinische Distichen vom Professor und

Inspector Oberhard; ebenfalls solche vom Professor Rector Pinsdorf; ein „Madrigal“ von Professor Hörnid; ein deutsches Gedicht von Magister Eising. Ferner wird ein „letzter Liebesdienst erwiesen von einem gewogenen Gönner“ in acht sechsfüßigen trochäischen Stanzas mit Beifügung eines anagramatischen Sonnets. Wendellus Steuding, Rector des Lyceums, nachheriger Pastor zu St. Jacobi, schildert in 39 lateinischen Distichen den „christlichen Kriegsdienst“ (*Militiam christianam*) des selig Entschlafenen, nach dem Thema: „Was ist das menschliche Leben? Nichts als ein beständiger Krieg, beständiger Kampf.“ Ihm schließt sich der Pastor zu Tritaten, S. S. Wisner, an, der auch nicht ungewandt lateinische Hexameter macht. Zu allen Obgenannten, auch Georgius Caspari, Pastor, giebt seinem Schmerzgefühl in lateinischen Distichen Ausdruck, kommt endlich noch der Cantor M. Hrn. Müller mit einem deutschen Sonnet, um „seine schuldige Condolenz zu temoigniren.“ Wir enthalten uns weislich aller Stylproben, wollen aber nur noch bemerkt haben, daß die lateinischen Verse ungleich besser ausgefallen sind, als die deutschen. Beispiels halber sei hier ein lateinisches Distichon angeführt:

Pelle, Deus, Martem, viduam solere, repelle
Sanctorum a coetu schisma, tuere pios.

D. i.

Ende den Krieg, o Gott, und tröste die Wittwe, verscheuche
Aus der Kirche den Streit, sei den Frommen ein Schutz!

Wer wollte diesen Worten nicht von Herzensgrund zustimmen?

Zwei Frauen aus dem Deykin'schen
Reise.

Die Leser werden gebeten, sich nicht zu wundern, daß gerade an dieser Stelle, bevor der weiteren Schilderung der angekündigten vier Pastore Deykin Fortgang gegeben wird, inzwischen auch noch zweier Frauen Erwähnung geschieht. Doch hat man die Erfahrung bestätigt gefunden, daß würdige Frauen auf die gei-

stige Gemüthsentwicklung heranwachsender Söhne und Enkel einen tief empfundenen, heilsamen Einfluß auszuüben gewußt haben. So wird als Beispiel die edle Monika, die Mutter des berühmten Kirchenvaters Augustin angeführt; nicht minder weiß der Literaturkundige, mit welsch außerordentlichem „Behagen“ die „Frau Rath“ von ihrem großen Sohne Wolfgang in dauerndem Andenken verehrt ward. Je weniger es nun in historischen Culturebildern aus unserem heimischen Baltenslande an tapfern, wohlthätenden, strebsamen und einflußreichen Männern gefehlt hat, von denen ein jeder auf dem Gebiet seines Wirkens und Schaffens Bedeutsames leisten konnte, um desto mehr scheint es Pflicht, auch der Frauen zu gedenken, wenn sie irgend bemerkbar werden, und dürfte dabei nicht zu übersehen sein, was freilich nur zu leicht geschehen kann, wie mildernd, verführend, sanft auf bessere Bahnen leitend die Charakterstimmung gebildeter Frauenherzen auf die Kreise ihrer Umgebung einzuwirken pflegt. Denn allerdings ist das Gebiet der mehr still und anscheinend unsichtbar waltenden Thätigkeit der Frauen ein derartiges, daß es sich der Beobachtung der Deffentlichkeit leicht entzieht. Meistens läßt sich bei ihnen erst aus späteren Erfolgen, die sie durch ihr Wohlverhalten erzielt haben, auf die verborgenen Ursachen zurückschließen. Bietet sich aber eine Gelegenheit, solche günstige Erfolge aufzuweisen, wenn auch nicht gerade in welthistorisch glänzenden Beispielen, so scheint es Pflicht, auch an der Treue im Kleinen sich mit sittlicher Befriedigung zu erfreuen. Und hier ist uns in der That eine solche Veranlassung gegeben. Sind es doch zwei Frauen, die Mutter des obengenannten Hieronymus Deplin, des Pastors zu Siffegall, und die Schwiegermutter seines Sohnes Alborius, des Pastors zu Lemsal und St. Johannis in Riga, die beide auf Grund gleichzeitiger handschriftlicher Nachweise unser Interesse in einem verstärkten Grade in Anspruch nehmen, so daß wir nicht umhin können, Einiges aus den Stationen ihrer bewegten Pilgerwanderung hier mitzutheilen. Sind sie

doch beide die Stammmütter einer zahlreichen Nachkommenschaft geworden, welche diejenige Beachtung ihres Charakters und ihrer Handlungsweise beansprucht, die von der Pietät nicht zu verweigern ist.

Die Erste von beiden, die Mutter des Siffegallschen Pastors, war die Großmutter des Zweitgenannten, des Pastors zu Lemsal und St. Johannis in Riga. Daß sie auch die Mutter eines zweiten Sohnes und die Großmutter eines zweiten Enkels, und zwar eines Enkels war, der in diesen Blättern mit besonderer Auszeichnung genannt werden wird, soll vorläufig noch unerwähnt bleiben. Diese Stamm-mutter der Depkin'schen Familie, geb. 1594, starb hochbetagt, 78 Jahre alt. Merkwürdig wechselvoll war ihre Lebensbahn. In „Moskowien“ stand ihre Wiege an einem Orte, der wohl angeführt wird, „Stolbig“, aber schwer zu bezeichnen ist. Ihr Vater, wie ersichtlich, bereits in der Mitte des Jahrhunderts der Reformation der evangelischen Lehre zugethan, aus Deutschland gebürtig, scheint ein eingewanderter Ausländer (нѣмецъ) gewesen zu sein, die bekanntlich Zar Ivan Wassiljewitsch herbeizog. Er beschäftigte sich mit dem Handel. Ob er seinem ursprünglichen Namen „Brüd“ den Zusatz: „zur (thor) Norden“, etwa weil er zum Norden gezogen war, hinzufügte, bleibt unentschieden. Ihre Mutter, eine geborene „Strahlborn“, war gleichfalls von deutscher Abkunft. Doch verlor sie diese ihre Eltern frühzeitig durch den Tod. Verwandte in Smolensk, damals polnisch, nahmen sie bei sich auf. Kaum 16 Jahre alt, reichte ein dort etablirter, deutscher Handelsmann, Heinrich Wolgast, ihr die Hand. Doch schon nach 14 Wochen belagerten die Moskowiter diese feste Polenburg am Dnepr, mitten in welcher Calamität der junge Chemann starb. „Rigische“, die aus den Unruhen des dortigen Kriegsgetümmels Schutz suchten, flüchteten die Düna abwärts nach Hause, denen sie folgte. Da war sie nun urplötzlich nach Riga versetzt, wo sie fortan ihre bleibende Stätte und ihr eigentliches Heim finden sollte. Zwölf Jahre ver-

lebte die junge Frau in ihrem Wittwenstande, als sie in Boris Depkin (1590 in Riga geb.) den Ehegemahl erhielt, den ihr Gott beschieden hatte. 24 Jahre konnte sie ihn, einen wohlstuitirten Kaufmann, der auch ein Haus in der Sandstraße besaß, in der Erziehung ihrer beiden Söhne, die der Ehe entsprossen, treulichst unterstützen. In welch' ernst christlichem Sinne die Eltern ihren Erstgeborenen bei seiner Taufe willkommen hießen, ist bereits erwähnt. Der Vater erlebte die Rückkehr desselben (1650) aus Deutschland, wo dieser soeben seine Studien beendet hatte, nicht mehr. Es war der Mutter allein vergönt, ihn zu begrüßen und mit Antheil sein Wirken als Pastor in Siffegall und seine Häuslichkeit zu segnen. Doch da ward auch Riga mit Krieg und Belagerung der Moskowiter heimgesucht (1656), und wie der Sohn mit seiner jungen Frau im Jahre darauf der Pest unterlag, ist bereits erzählt. Da war es die treue Großmutter, welche die kleinen beiden unmündigen Enkel zu sich in's Haus nahm, und mit Gebet und Beispiel, mit Hilfe ihres Sohnes Boris, des Oheims der Waisen, der in zwischen sich als selbständiger Kaufmann etabliren konnte, die Erziehung derselben behütete. Von welchem Erfolg ihre großmütterliche Liebe gekrönt war, das spricht der Enkel als „primarius discipulus“ des Gymnasiums bei seinem Abgange zur Universität in einem von ihm selbst concipirten Nekrolog (1672) der verstorbenen Großmutter aus. Dieses Schriftstück existirt noch, in damaliger, treuherziger Weise verfaßt, darin sich die Gesinnung des angehenden „der heil. Schrift Beflissenen“ darlegt, der übrigens besser lateinische Verse als deutsche machte, während er in deutscher Prosa wohl den schlichten, einfachen Ton zu treffen wußte. Da heißt es u. A.: „Ihres Alters wegen hat sie sich alle Tage zum Tode geschicket, indem sie sich am letzten Pfingsttage bei öffentlicher Gemeine zum Tische des Herrn gefunden, und mit dem wahren Leib und Blut ihres Erlösers andächtig sich versehen lassen, folgendes aber mit Beten, Singen und begieriger Anhörung des Gotteswortes ihre Lebenszeit beschloffen.“

Die zweite der Frauen aus dem alten Depfinschen Kreise, welcher wir hier ein Wort widmen, war die Schwiegermutter des Pastors zu Lemsal und St. Johannis in Riga, des Liborius Depfin, den wir soeben am Sarge seiner Großmutter gesehen haben, an die, auch um ihres Mannes, Bartholomäus Stübner, des Schwiegervaters willen, gedacht werden muß. Hat doch dieser gleichfalls, wie das in jenen aufgeregten Zeiten etwas ganz Gewöhnliches gewesen zu sein scheint, vielfach Ursache gehabt, nur in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft den einzigen Trost zu finden. So blieb er denn auch standhaft bei seinem gewählten Denkpruch: „Spero dum spiro“, d. i. so lange ich athme, hoffe ich. Oder mit einer anderen Wendung der Rede, die er auch gebrauchte, Spe fati melioris alor, d. i. ich nähre mich an der Hoffnung auf bessere Zeiten; eine Herzensstellung, die er sich bewahrte, und die ihn auch mit ihren Tröstungen nie getäuscht hat. Wir können es nicht unterlassen, auch von diesem merkwürdigen Manne, der mit der Familie Depfin nahe verwandt wurde, und von dem ein eigenhändig geschriebener Lebensabriß, 9 Folioseiten lang, vorliegt, Einiges mitzutheilen, woraus ersichtlich ist, auf wie verschlungenen Pfaden das Lebensgeschick eines begabten Menschen sich oft zum Besseren wendet. Er kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß der Anfang des Lebens glücklich sein möge, der Fortgang glücklicher, und das Ende die glücklichste Lebensstation, welche die beiden früheren glücklichen Epochen wo möglich noch übertreffen möge! Das drückt er so aus:

Ad incipium nunc sit felix; felicius illo
Sit medium, finis vincat utrumque bonus.

Kurz und bündig, aber in der herben Wirklichkeit nicht immer anzutreffen. Er war in der Neumark in Preußen 1633 geboren, in der katholischen Kirche getauft, „weil damals daselbst die Lutherischen kein öffentliches exercitium religionis halten durften“, darauf zur päpstlichen Schule angehalten, da er aber als angestammter Lutheraner Neigung hatte, der Kirche seiner Eltern sich zum Dienst zu stellen, so ging er

zuerst nach Straßburg, um dort Theologie zu studiren. Er klagt über eine kränkliche Leibes-Veranlagung, die ihn aber doch nicht abhält, sein Vorhaben fortzusetzen. Wir sehen ihn beständig seinen Wohnort wechseln, „frequentirte die berühmten Gymnasien Thorn, Danzig und Riga, und verschiedene Universitäten, war zum polnischen Cantor und Präceptor, er war der polnischen Sprache mächtig, in Thorn berufen, mochte sich aber „nicht so jugendlich in den Schulstaub stecken“, also „ausgeschlagen, meliora sperans“, wie sein Symbolum besagte. Darauf predigte er in Danzig deutsch und polnisch, „auch zum Pastor im Bockenhause mit Promittiren fernerer Beförderung präsentirt, aber wegen der Krankenbesuchung nicht angenommen, meine Fortün weiter suchend mich wieder nach Livland zu Riga begeben. Habe peregrinet in Preußen, Polen, Deutschland, Livland, Curland, auch sogar in Rußland oder Moscovien.“

Er schreibt darauf, nach Angabe verschiedener Ereignisse, die wir übergehen, obgleich sie manche zutreffenden Bilder aus jener Zeit liefern: „nachdem ich keine Mittel zum Fortkommen gewußt, ward mir eine gute Condition vom Rath zu Riga vorgeschlagen, habe ich selbige, auf des Ehrw. Ministerii zu Riga Einrathen, und daß es mir deswegen nicht schädlich sein kann, weil andere vor mir Notarii gewesen, und doch endlich wieder Pastores worden angenommen. „So wurde ich denn 1657 von E. Wohlredl. Rath zum Waisengerichts-Notario vocirt, und habe im Namen Gottes das Officium angetreten.“ Nun kommt ein für sein ferneres Leben entscheidender Umstand, der ihn seinerseits zum Stammvater der Familie Deplin macht. Er erzählt so: „Anno 1660 d. 26. Januar habe ich ohngefähr bei einem Zeugenverhör Trutchen Meier, welcher wegen sich ein guter Freund bei mir Raths erholte, gesprochen, und weil ich ihre Gewogenheit gespühret, den 28. umb sie erworben, den 30. das Jawort empfangen. Den 1. Februar ist sie mir solenniter in der Kirchen im Beisein des Assistenyraths

von Helmersen, ihrer Mutter Bruder, Herrn Bürgermeister Flygalln, Herrn Pastor Ulrich, Herrn Horst, Rathsverwandten, und Herrn Secretarii Rigemann zugeschlagen und den Abend darauf das Verlöbniß celebriret. Am 22. Martii mit Gertrude Meier Hochzeit gehalten.“ Im Jahre darauf 1661 wurde Barth. Stübner Pastor in Adsel, wo er in 3 Sprachen sonntäglich predigte, darauf Pastor in Cremon, Propst und Assessor des Obeconsistoriums, starb 1696 und wurde in der Petrikirche zu Riga begraben. Er wurde der Schwiegervater unseres Liborius Depkin, indem dieser seine Tochter Anna Wendula, wie bereits erwähnt, heirathete. Von dieser Frau Pröpstin Gertrud Meier, verehelichten Stübner, liegt uns eine Lebensskizze vor, nach damaligem Brauch bei Ablündigung von der Kanzel in der Petrikirche, sie überlebte ihren Mann, vor der Beerdigung verlesen. Es ist rührend wahrzunehmen, heißt es da, „wie Gott sie zeitig in die Kreuzeschule geführt, mit Beraubung ihrer beiden Eltern, da sie als eine zum Theil unaufgezogene, theils noch unberathene, derothalben Vorsorge am meisten nöthig gehabt.“ „Zwar“, heißt es weiter, „ist es ihr vor fremde vorgekommen, mit ihrem nunmehrigen Eheherrn schon im folgenden Jahre 1661 nach Abseln sich zu begeben. Nach der weisen Direction ihres Gottes aber, den sie allzeit hat walten lassen, ist sie später ihrem Ehegatten nach Cremon gefolgt, da sie dann ihren Blutsverwandten näher gekommen. Ihren sechs Leibeserben hat sie bei deren Aufserziehung eine herzliche Liebe und mögliche Sorgfalt verspüren lassen, und ihnen mit wahrer Gottesfurcht und tugendhaftigem Leben zur rühmlichen Nachfolge vorgeleuchtet. Sie hat sich Zeit ihres Lebens beflissen, Gott stets vor Augen und im Herzen zu haben, mit Beten und Singen, sowohl dahelm (wir gedenken dabei der frommen lurländischen Pastorin, in Hippel's „Lebensläufe“ so ansprechend geschildert), als auch in öffentlicher Versammlung, so lange es ihre letzte langwierige Krankheit hat zulassen wollen, ihrem Gott gedient, Freunden und Verwandten gütig

und liebreich, nothleidenden Nächsten mitleidig und wohlthätig, allen und jedem sich freundlich und friedsam erzeigt.“ Bei einem Besuch in Riga traf es sich, daß sie 1677 bei dem erschrecklichen Brand innerhalb der Stadt, als die Altstadt und ganze Häuserreihen rings um die Petrikirche vom Feuer verzehrt wurden, „durch Schreckniß und andere Zufälle bettlägerig gemacht wurde, so daß alle Hilfe der Medicorum nicht habe verschlagen wollen. Dennoch überlebte sie diese Zeit noch 19 Jahre, und wurde neben ihrem Ehegatten in der Petrikirche aus des hoch edelgeborenen Herrn Hermanus Witte von Norbeck, hochansehnlichen Herrn Obervogt dieser Stadt, Wohnhause in der Marstallstraße ausgetragen.“ Sie war die fromme Mutter der Ehegattin unseres Pastors zu St. Johannis, Liborius Depkin, und haben wir alle Ursache, nicht daran zu zweifeln, daß ihr gottseliger Sinn an Kindern und Kindeskindern zum Segen sich erwiesen habe.

Bartholomäus Depkin.

Wenn wir uns nunmehr zu diesem dritten der vier Pastore Depkin wenden, der die übrigen, d. h. seinen Großvater Hieronymus, sowie seinen Vater Liborius I. und auch seinen Oheim Liborius II. lange Jahre überlebte, so haben wir Gründe, die Zeitfolge hier nicht geltend zu machen, indem wir dem jüngsten unter ihnen nicht die letzte Stelle einräumen. Nicht bloß giebt dazu Veranlassung, daß er in directer Abstammung die Reihenfolge von drei Generationen abschließt, sondern, weil der später noch zu erwähnende Oheim Liborius II. besondere Beachtung beansprucht, wovon im Folgenden mehr. Allerdings ist unser Bartholomäus D. durch seine älteste Tochter der Stammvater mehrerer Familien, die noch bis auf heute in namhafter Weise existiren, doch konnte dieser Umstand allein nicht maßgebend sein, ihn an die äußerste Stelle zu setzen. Bartholomäus D. folgte dem Beispiele seines Vaters und Großvaters, indem er sich gleichfalls für das geistliche Amt bestimmte.

Er wurde in Lemsal 1681 geboren, als sein Vater noch daselbst Pastor war. Weder Lemsal, noch sonst irgend ein Ort in unseren nordischen Breitegraden, von Nowgorod, Moskau bis Riga, hatten in diesem Jahre 1681 eine Ahnung davon, daß soeben einer der größten spanischen Dichter, Calderon de la Barca, — wer kennt heute nicht Calderon's „Das Leben ein Traum“ — aus dieser Welt schied, dessen 200jähriges Säcularfest soeben nicht bloß Madrid glanzvoll gefeiert hat, sondern auch die russische illustrierte Petersburger Zeitung in einem Holzschnitt der gebildeten russischen Gesellschaft, die sich für solche Dinge interessirt, in's Gedächtniß ruft. Und wenn in diesem laufenden Jahre das einhundertjährige Jubiläum von Immanuel Kant's epochemachendem Geistesproduct „Kritik der reinen Vernunft“ dessen gedenken ließ, daß hundert Jahre früher, als unser Bartholomäus D. das Licht der Welt erblickte, die philosophirende Welt keine Ahnung von der neuen Entwicklungsphase hatte, die 100 Jahre später der Königsberger eröffnete, so gewährt es uns hier eine ganz besondere patriotische Freude, daß bei der Säcularfeier des unsterblichen Kant ein Livländer, aus Wolmar unweit Lemsal gebürtig, der Sohn unseres verstorbenen Bischofs Dr. Ferdinand Walter, gegenwärtig Professor der Philosophie in Königsberg, der Nachfolger eines Kant, Herbart und Karl Rosenkranz auf dem Lehrstuhl, die Festrede hielt. Wobei wir nicht vergessen wollen, daß unser gegenwärtiges Jahr 1881 auch deshalb zu weittragenden Gedanken veranlaßt, weil Stephenson, der Erfinder der gegenwärtig die Länder zu nie geahnter Verbindung führenden Dampf-Locomotiv-Eisenbahn zum Segen für die Welt auf praktischem Gebiete im Jahre 1781 an das Licht trat, wie Kant damals mit seinem leuchtenden Wort: „Der gestirnte Himmel über uns und das Moralgesetz in uns führen zur Anbetung Gottes“, auftrat. Endlich ist das Geburtsjahr 1681 unseres Bartholomäus D. noch in einer anderen Hinsicht bemerkenswerth, indem gleichzeitig mit ihm eine

hochwichtige, hervorragende Persönlichkeit, der nachherige Erzbischof und Metropolit Theophan Prokopowitsch, geboren wurde, der durch seine außerordentliche geistige Begabung berufen war, Peter den Großen in seinem energisch fortschrittlichen Wirken auch auf dem kirchlichen Gebiete, allerdings von zahlreichen Feinden umgeben, einflußreich zu unterstützen.

Als 9jähriger Knabe folgte Bartholomäus mit den übrigen jüngeren Geschwistern den Eltern nach Riga, da der Vater zum Pastor zu St. Johannis hierher vocirt ward, wo er bis zum Jahre 1703 blieb, um alsdann die Universität zu beziehen. Daß Riga mit seiner ganzen Umgebung, zwischen Fluß und Seen, Sandbergen, Morästen und Fichtenwäldern gelegen, jeder bequemen Verbindung mit anderen Orten entbehrend, keine erfreulichen Eindrücke auf den jungen Menschen zurücklassen konnte, bedarf keiner Erwähnung. War doch damals der Zeitpunkt, da das eiserne Waffenspiel des entsetzlichen Nordischen Krieges sich in der nächsten Nähe der Stadt vollzog. Wie ein Wettersturm brauste Karl XII. daher, in ewiger Unruhe das raue Kriegshandwerk als sein Element anzusehen gezwungen, bis ihn zuletzt die tödtliche Kugel in den Laufgräben traf, nachdem er sein armes Schweden entvölkert, und seine guten, vom Vater ererbten silbernen Speciesthaler in kleine kupferne Thalerstücke mit Zwangscurs verwandelt hatte. Bei Riga hatte er nunmehr seine Dragoner und Arquebusiere gesammelt, um auf der Spilwe mit Polen und Sachsen stegreich den Kampf zu bestehen. Die hölzerne Schiffsbrücke, die er damals, die erste, über die Düna schlagen ließ und der Stadt überließ, war gewiß ein werthvolleres Andenken, als der Reiterstiesel, der noch heute im Hause der Schwarzen Häupter als Kriegstrophäe gezeigt wird. Unter den Eindrücken dieser selbsterlebten Umstände hielt der Primaner des Gymnasiums eine Lobrede auf den „unvergleichlichen Karl XII.“ und zwar in Versen, zu dessen Namensfest im Januar 1703, die auf 4 Bogen 4. im Druck erschien. Daß der junge Festredner in späteren Jahren bei seinem

Urtheil über den „unvergleichlichen Karl“ den Schwerpunkt des Unvergleichlichen in etwas ganz Anderem wird gefunden haben, als früher, möchten wir für wahrscheinlich halten: ein unvergleichlich unglücklicher Heißsporn! Noch in demselben Jahre fanden die Eltern genügende Mittel, um dem jungen, für seinen König ethustasmirten Rigenser — nach wenigen Jahren änderten sich freilich mit den Umständen die Ansichten — einen längeren Aufenthalt zu seiner akademischen Ausbildung zu ermöglichen. So ward er denn am 20. Juli 1703 auf der Universität Moscov imatriculirt Fünf Jahre weilte er daselbst, und wie man aus dem Erfolg ersieht, hatte er sich Kenntnisse, Freunde und Gönner erworben.

Auch schriftstellerisch bethätigte er bereits in Moscov seinen Fleiß, indem er 1706 eine theologische Dissertation in 44 S. 4. drucken ließ und sie in einer Disputation vertheidigte: de sacerdotio fidelium N. T. spirituali, d. i. Vom allgemeinen Priesterthum aller Christgläubigen, im Gegensatz zum katholischen Lehrsatz von dem ordinirten Priesterthum, das dem Laienstande übergeordnet ist.

So sehen wir ihn 1708 mit den verdienten Ehren eines Magisters der Philosophie belohnt. Die Ertheilung dieser und ähnlicher gelehrten Würden scheint vor Alters mit viel größeren Umständlichkeiten verbunden gewesen zu sein, als es später der Fall war. Das wird aus den zahlreichen gedruckten Glückwünschgedichten, die das Lorbeerbekränzte Haupt auch unseres jungen Magisters Bartholomäus D. in ausgesuchtesten Lobeserhebungen förmlich überschütteten, ersichtlich. Schon die pompöse lateinische Einladung, im Namen der heil. Dreieinigkeit, des Serenissimus, Herzogs von Mecklenburg, des Rectors, Profanzlers und Decans der Facultät u. s. w., die alle namentlich mit allen Titeln aufgeführt werden, duftet von Weihrauch. Nun kommen die lateinischen und deutschen Gedichte, alle in Folio, mit welchen zuerst als vota solemnia 15 unterzeichnete Professoren den nobilissimum Dominum B. D., Riga-Livonum, in schwinghafter

ten Hexametern, Alexandrinern, Jamben und Trochäen begrüßen. Dabei fehlt es nicht an freundlichen Anspielungen auf Riga, den Vater des jungen Magisters, den Oheim, der damals Oberpastor zu St. Petri war, woraus man ersieht, daß der geistige Verkehr von hüben und drüben der baltischen Handeltemporen ein recht starker und stimmungsvoller gewesen sein muß. So ruft S. S. Theol. D. Voltzius, Senior des ehrw. Ministerii in Rostock aus, indem er das ganze Depkinsche Haus hoch leben läßt:

Vivat Liborius, nunc vivat Bartholomaeus,
Depkini Patriae commoda mille gerant!

Ein Anderer singt:

Thures Riga, deine Kinder grünen wohl in
fremden Grenzen,
Ob auch gleich barbarisch dort Moskau drängt
das liebe Land —

Werther Depkin, — —

Streb' er denn zu allen Zeiten das Vererbte zu
verbretten,

Und da Riga überall — —

Ehrt den hochgelehrten Vater, — ei, so gehe das
Geschick

Durch erwünschte Ehrenschnitte, bis sich wiederum
auf's Neu

Bei Magister Depkin auch finde seines Vaters Blick.

Ein langes deutsches Gedicht in 15 vierzeiligen Stanzas, Alexandrinern, von „in Rostock jetziger Zeit studirenden Landknechten aus Riga“ hat zum Titel: „Der fruchtbbringende Herbst der Ehren“ — und lautet u. A. so:

Der große Carolus vermehre Deinen Segen,
Es fehle Dir an nichts auf allen Deinen Wegen,
Die Gunst der Großen sei Dir ferner zugethan,
So tritt in Schweden an die neue Ehrenbahn.

Dieser Wunsch ging nicht in Erfüllung. „Der große Carolus“ erlitt schon im nächsten Jahre 1709 bei Poltawa eine große Niederlage, die ihn ohnmächtig zu Boden warf. Erst nach dem Abzuge der schwedischen Herrschaft aus Riga eröffnete sich unserm guten Bartholomäus D., wie wir sogleich sehen werden, „die neue Ehrenbahn“, die ihm der Sänger in Rostock voraus verkündigt. Doch wir stehen noch immer bei

der Magister-Promotion. Da kamen auch einige Gönner und Freunde, *fautores nonnulli atque amici gratulantur*, und zwar, Einige lateinisch, Andere deutsch, wie z. B.:

Dein Geist, der Niedrigsein als Schladenwerk verachtet,
Sucht sich, mein Depkin, heut noch höher aufzuschwingen,
Und zeigt, daß wer mit Fleiß nach hohen Dingen trachtet,
Dereinst auch könn' mit Gott bis an die Sterne bringen!

Endlich, als wenn es der Beglückwünschungen noch nicht genug sei, traten auch „die sämtlichen Tischgenossen“, die mit dem Gefeierten beim Professor Quistorp in Kost und Logis waren (kostete, wie aus den Quittungen ersichtlich, 80 Thaler jährlich, wonach der damalige Geldeswerth zu berechnen), gleichfalls mit deutschen Versen auf, die wir süglich der Nacht der Vergessenheit anheimgeben, weil an Mittheilung von Proben unglaublicher Ueberschwenglichkeit und Berhimmelung der Dichter bereits Genüge geschehen ist.

Die Nachricht von der glücklich erlangten Magisterwürde, mit der Bartholomäus seine akademischen Studien abschloß, war wohl die letzte, welche der Vater erhielt, da dieser, bereits von einem Schlaganfall getroffen, bald vollendet hatte, so daß der Sohn ihn nicht wieder am Leben fand. Denn erst nach einer Reise durch Schweden, die dieser von Mosock aus antrat, wo er sich längere Zeit in Upsala aufhielt, kehrte er im Jahre 1709 mit Eröffnung der Schifffahrt aus Stockholm nach Riga zurück. Bange Ahnungen furchtbarer Erlebnisse in der nächst bevorstehenden Zeit mochten seine Seele erfüllen. Immer näher umspann die Heeresmacht der Russen das von jahrelangem Kriege schon entvölkerte und schwer heimgesuchte Livland, und rückte unaufhaltsam der Dänastadt zu. Trat doch die Absicht Peters des Großen, hier sich einen Hafen an der Ostsee für das weite Hinterland zu schaffen, immer entschiedener hervor. Daß Schweden, obgleich nur nach hartnäckigem Widerstande, an diesen Ostseeküsten dennoch der stärkeren Macht weichen mußte, stand zu erwarten. Die feindlichen Schaaren umzingelten immer näher

die Stadt, und eine Belagerung stand bevor. Daß der schwedische Militairchef die Festung bis auf's Aeußerste vertheidigen und das Leben und Eigenthum der Bürger nur als ein unvermeidliches Kriegsoffer betrachten werde, durfte nicht Wunder nehmen. Alles bereitete sich hier auf eine vollständige Auflösung der Dinge vor. Wir können nicht umhin, unsern Bartholomäus höchlichst zu bewundern, daß er Muth hatte, mitten in dieser großen Kriegsgefahr in seine Vaterstadt zurückzukehren, um der ganzen Belagerungskatastrophe beizuwohnen, und Zeuge von den vielen Todesfällen zu sein, die auch seine Familie trafen.

Monatelang war die Stadt von Feindesmacht umschlossen, Bomben und Kanonenkugeln zerstörten die Häuser, verwüsteten die Kirchen, Hunger und Pest raffte die friedlichen Bewohner in Massen hin, und von allen 15 Rigaschen Pastoren blieb nur ein einziger, Bartholomäus D.'s Schwager Christian Lauterbach, am Leben. Der junge Angereifte suchte sich sofort nützlich zu machen, so daß er bereits den 12. Aug. 1709, ein paar Monate nach seiner Rückkehr, die Stelle eines Adjuncts der vorstädtischen Kirchen und eines Predigers zu Bickern erhielt. Krieg, Pest und Brand hatten aber beide Gemeinden so vollständig ausgerieben, daß sie sich fast ganz aufgelöst hatten und es zu einer eigentlichen Bedienung nicht kam.

Er wurde vorläufig am 31. August in der Petri-Kirche ordinirt, da die Domkirche — es scheint ein Unglück niemals allein zu kommen — durch Austreten der Düna sehr gelitten hatte. Am Tage vorher — es ist gewiß als Merkwürdigkeit zu erwähnen — wurde er pro ministerio von E. E. Ministerio, d. h. von seinem Oheim mit Hinzuziehung eines Zweiten, über den articulum de libero arbitrio in der Sacristei examinirt, „welches sonst, wie es heißt, so viel die Herren des Ministerii sich zu erinnern wußten, noch nie geschehen war.“ Ob man sich der „reinen Lehre“ des Magisters versichern wollte, oder was sonst die Ur-

sache war, bleibt ungewiß. Und diese Untersuchungen über den „freien Willen“ des Menschen anzustellen, in dieser Zeit der Verwirrung, beweist, daß die Herren die Gabe zu abstrahiren in nicht geringem Maße besessen haben müssen.

Am 4. Juli 1710 erfolgte die Capitulation Rigas unter günstigen Accordpunkten. Wie die Stadt ausgehoben haben mag, als Feldmarschall Scheremetjew aus Dreilingsbusch, wo die Capitulation unterzeichnet ward, durch die Karlsporte und Herrenstraße mit seinen Trunppen zog, vor dem Rathhause auf dem Markte Posto saßte, und unter Trompetenschall die Uebergabe verkündigen ließ, möchte uns verwöhnten Friedenskindern schwierig sein, sich heute vorstellig zu machen. Auch sein Oheim, der Oberpastor zu St. Petri, Liborius Depfin, starb an der Pest; wovon bald mehr. Wir begnügen uns, nur das Kirchlische, soweit es unsern Depfin berührt, bei diesem Umschwung der Dinge zu erwähnen. Sofort mußte an die Wiederbesetzung der erledigten geistlichen Stellen gedacht werden. Der neue General-Superintendent, Hermann Bruiningk, aus Narva von Zar Peter I. 1711 ernannt, ward alsbald auch vom Rigaschen Rath zum Oberpastor zu St. Petri berufen, und bekleidete demnach beide Oberhirtenstellen in Stadt und Land in einer Person bis zu seinem Tode 1736, und saß daher gleichzeitig im livländischen und rigaschen Consistorium als geistlicher Präses.

Bei dieser Neubesetzung der geistlichen Aemter kam denn auch unser Bartholomäus zur Berücksichtigung und erhielt in diesem Jahre 1711 das Diaconat im Dom. In dem sogenannten „Superintendentenbuch“, das eine sorgfältige Aufbewahrung verdient, weil es viele werthvolle, eigenhändig von den Oberpastoren geschriebene Notizen im Laufe von mehr als 250 Jahren enthält, heißt es: postquam obsidionis et luctuosissimae pestis famisque malis eluctatus esset (B. D. hat sich also glücklich vor Pest und Hunger gerettet), vocatur. Diaconus ecclesiae Teutonicae Rigensium concionem salutarium habuit in aede majoris civium collegii.

Diese Antrittspredigt mußte er auf der großen Bildstube halten, weil die Kirchen durch die Belagerung sehr verwüstet waren. Von nun an ging sein Avancement in den 6 Predigerstellen, über welche die beiden deutschen Kirchen zu St. Petri und dem Dom verfügen, stetig ohne Unterbrechung fort, was in späteren Zeiten nicht immer geschehen ist, indem der rigasche Rath als Patron bei der Wahl auch die Herbeiberufung auswärtiger Geistlichen in Anwendung brachte. Da stieg denn Bartholomäus D. unaufhaltsam und ohne Unterbrechung mit den Jahren und Vacanzen von einer Stufe zur andern fort. So wurde er 1712 Archidiaconus, 1720 Wochenprediger (1724 auch Assessor des Consistoriums), 1725 Oberwochenprediger, 1736, nach Bruining's Tode, Pastor am Dom, und 1738 endlich Senior und Oberpastor zu St. Petri.

Im Sommer 1711, ein halbes Jahr nach Antritt des Diaconats, verehelichte er sich mit Elisabeth v. Dreiling, deren Eltern, Aeltester der großen Gilde Melchior v. Dreiling und dessen Frau Elisabeth Berens, beide im Jahre vorher 1710 bei der Belagerung an der Pest gestorben waren. Am Hochzeitstage, festo nuptiali, unsere Alten konnten ohne Latein durchaus kein Fest sich denken, wurde das junge Paar von vier Dichtern besungen, und zwar in zwei lateinischen und drei deutschen Gedichten. Auch sein Schwager Lauterbach betheiligte sich durch lateinische Verse, und ein Mag. A. W. wagte prophetisch auf die Zukunft hinzuweisen:

Gib ihnen, großer Gott, den besten Segenstheil,
Daß ihr Geschlechte sich vermehre stets im Lande.

Was auch Nathanael Skodeisky, Pastor ad d. Johannis, u. A. ausruft:

Vos Deus efficiat numerosa prola parantes.

Flüssige Hexameter in lateinischer Sprache zu machen, schien damals eine ganz gewöhnliche Kunst zu sein, wodurch wir uns von der alten Zeit unterscheiden.

Auch der allzeit fertige Versemacher Prof. Hörnin ermangelt nicht, zu erscheinen. Auf den gegenwärtig

winnen wußte, Beachtung verdient. Waren doch jene Jahre, in denen er zuletzt als geistlicher Senior seiner Vaterstadt dastand, der Uebergang aus nicht mehr haltbaren Zuständen, möge man nun geographische oder politische Gesichtspunkte in Betracht ziehen, in eine neue Epoche, die er freilich nur sterbend begrüßen konnte, wie das im Weiteren angedeutet werden soll. Hat er doch die ganze Zeit des Nordischen Krieges, in welcher auch Riga zu wiederholten Malen der Schauplatz entsetzlicher Drangsale ward, bis zu ihrem Abschluß als unmittelbarer Zeuge durchleben müssen, die von einem so hochgebildeten und tief fühlenden Mann, wie er war, doppelt schwer empfunden und getragen ward.

Zu den drei bereits genannten Pastoren Deplin in einem nahen vetterlichen Verwandtschaftsgrade stehend, war er der Nefte des ältesten dieser drei. Sein Vater **V o r r i s** war der Bruder des Pastors zu Siffegall, Hieronymus. Diese beiden Brüder standen noch im zartesten Alter, als ihre Eltern beide an der Pest noch jung verstarben, und so ward auch der Vater unseres Liborius von der Liebe seiner nächsten Verwandten, d. h. der Großmutter und des Oheims, auferzogen, bis er zuletzt als geachteter Kaufherr und Aeltester der großen Gilde (1687) starb, nachdem er die Erziehung seiner eigenen 5 Kinder, die ihn alle überlebten, vollendet hatte. Unser **L i b o r i u s**, der Aelteste von diesen, gek. 1661, erhielt in seiner Vaterstadt einen Schulunterricht, wie er damals geleistet ward, der sich im Stadtgymnasium, welches bis zum Jahre 1804 bestand, und wie wir des Zeuge gewesen sind, im Jahre 1867 wiedererstand, abschloß. Nach damaligem Brauch vertheidigte er als Primaner bei öffentlicher Schulfeyerlichkeit zwei von ihm verfertigte lateinische Dissertationen, die auch in Druck erschienen. Die eine handelte de cive, also von den Pflichten der Staatsangehörigen gegen die Obrigkeit, unter dem Präsidium des Rectors Dav. Caspari, 1681, 1/2 Bog. 4. Die zweite, philosophischen Inhalts, hatte den „Zweifel“ (de dubitatione) zum Thema, wie man zur

Gewißheit aller Erkenntniß und zur Uebertwindung der sich geltend machenden Zweifel gelange; 1682. 2 Bog. 4. In demselben Jahre begab er sich in's Ausland, besuchte die Universitäten Kiel und Jena, woselbst er 1683 eine exercitatio academica de lumine naturae vulgo sic dicto, 34 S. 4. drucken ließ, also sich „über das natürliche Licht der Vernunft im Verhältniß zum übernatürlichen Licht der Offenbarung“ aussprach, ein Thema, das schon damals die Geister beschäftigte.

Im Jahre 1685 sehen wir ihn auf der Universität zu Leipzig, wo er sich gleichfalls als ein fleißiger und strebsamer Studiosus bewährte, und den, eine Folge des 30jährigen Krieges, verwilderten wüsten Raufboldgeist und Pennalismus, der damals auf den deutschen Universitäten arg wucherte, und den Tholud in seinem Buch quellenmäßig geschildert hat, mied. So gab er dort auf 48 S. 4. eine vergleichende Darstellung der calvinistischen Irrthümer nebst einer Serie von Thesen, den katholischen Lehrbegriff anlangend (synopsis errorum calvinianorum &c.) in Druck, auch scheint er daselbst zum Magister promovirt worden zu sein, wie ihm denn später dieser Titel stets zuerkannt ward. Ueber seinen weiteren Aufenthalt im Auslande: ob es ihm möglich gewesen, eine Bildungsreise zu machen, um, wie damals üblich, die persönliche Bekanntschaft berühmter Gelehrten aufzusuchen; welche Verbindungen er in zwischen Gelegenheit fand, anzuknüpfen, die auf seinen späteren Lebensgang von Einfluß waren, über alles das schweigen die Nachrichten, und es ist daher unmöglich, gerade von dieser Zeit, die für seine spätere geistige Entwicklung gewiß entscheidend war, etwas Genaueres zu sagen. Nur soviel steht fest, im Jahre 1688, den 30. October, sehen wir ihn — sein Vater war ein Jahr vorher gestorben — wieder in Riga, und in besonderer Gunst bei dem schwedischen General-Gouverneur Grafen Hassler, der ihm die Erziehung seiner Kinder anvertraute und ihn zu seinem Hof- und Schloßprediger ernannte und vom General-superintendenten Fischer zu diesem Amte ordiniren ließ. Dr. Joh. Fischer, aus Lübeck gebürtig, das

muß hier erwähnt werden, war bereits seit 15 Jahren Generalsuperintendent von Livland, von König Karl XI. auf Anregung des General-Gouverneurs Grafen Toll aus Sulzbach berufen, der sich der hohen Gunst seines Königs, wie dessen Stellvertreters im Lande zu erfreuen hatte, in Folge dessen auch die Gründung des Lyceums in Riga, neben dem städtischen Gymnasium, sowie die lettische Bibelübersetzung zu Stande kam. In Riga stand diesem charaktervollen Manne in geistlicher Würde gegenüber, oder wenn man will zur Seite, der 17 Jahre ältere Stadt-superintendent M. Joh. Breverus, der bereits bei unseres Liborius Rückkehr nach Riga 72 Jahre zählte. Die Stellung, die Liborius D. beim Gouverneur auf dem Schloß einnahm, war eine von der städtischen geistlichen Jurisdiction ganz unabhängige, und sortirte zum livländischen Consistorium unter Fischers Präsidium. Der damals 27jährige Schloßprediger schloß sich, wie man aus Allem ersieht, an seinen 28 Jahre älteren Generalsuperintendenten mit einer gewissen Herzenssympathie an, welche vollständig erwidert ward, so daß Fischer seinen jungen Freund bald darauf sich zum Confessionarius seines Hauses erwählte, in welcher Stellung dieser auch verblieb, als er später zum Stadtministerium überging, bis Fischer selbst 1696 allendlich Riga zu verlassen sich veranlaßt sah. Er hatte nämlich seine schmerzlichen Empfindungen über die Güter-Reduction nach Oben hin nicht verhehlen können, dazu scheint Fischer zu wenig aulicus *) gewesen zu sein. Das ward übel vermerkt. Es trat eine Erkältung ein, weshalb denn Fischer einem Ruf des Kurfürsten von Brandenburg Folge leistete, und zuletzt die Würde eines Generalsuperintendenten des Herzogthums Magdeburg bis zu seinem Tode 1705 bekleidete. Nicht lange sollte Liborius D. Schloßprediger sein, denn schon wenige Wochen nach seiner Ernennung wurde er in demselben Jahre 1688, den 14. December, vom Rathe der Stadt zum Pastor an der vorstädtischen Jesuskirche vocirt, die nach den letzten Feuers-

*) Hofmann.

brünsten soeben wieder neu aufgebaut war. Diese Erwählung unseres Liborius D. ward die Veranlassung eines langjährigen, bis in die höchsten Instanzen getriebenen Rechtsstreites zwischen den vorstädtischen Predigern einerseits und dem Rath und der Stadtgeistlichkeit andererseits, der, wir wollen nur die Sache kurz beendigen, erst im zweiten Decennium dieses laufenden 19. Jahrhunderts seinen Abschluß fand. Ob der junge talentvolle Mann vom Rath aus eigener Anregung zu dieser Stelle herangezogen wurde oder ob, wie seine Feinde, deren er noch hundert Jahre nach seinem Tode um der entamirten Sache willen hatte, behaupteten, es „dem General-Gouverneur Haffner ein Leichtes war, diesem geschickten und beredten Mann (das gestanden sie ihm doch zu!) vor den übrigen Competenten einen Vorzug zu verschaffen, wie er ihn denn mit seiner unveränderten Gewogenheit und Vorsorge bis an sein Ende beehrte“, lassen wir dahingestellt, obgleich solche höhere Protection bei geistlichen Aemterbesetzungen auch später vorkam. Kurz, Liborius D. wurde also Pastor an der Jesuskirche, die zum Rigaschen Stadtconsistorium sortirte und über welche der Rath das Patronat hatte. Es handelte sich nun um die Frage: in welchem Verhältniß stehe die Geistlichkeit innerhalb der Stadtmauern zu den Geistlichen der Vorstädte und des Patrimonialgebiets? War dasselbe als ein ganz gleiches zu betrachten, wie die Letzteren meinten, oder hatten die Pastoren der Petri-, Dom- und Johannisikirche das Recht, eine gewisse höhere Stellung vor jenen zu beanspruchen, die sich eben darin erwies, daß diese Stadtpastoren wohl Amtshandlungen außerhalb der Stadt, d. h. in den Vorstädten und im Patrimonialgebiet unbeanstandet vornahmen, dasselbe Recht vice versa aber den Predigern von außerhalb innerhalb der Ringmauern der Stadt versagten. Schon früher war dieser Mangel an Gleichberechtigung mißmüthig auch von Gemeindegliedern empfunden worden, die etwa, aus der Vorstadt in die Stadt gezogen, ihres früheren Reich-

vaters sich „von Rechtswegen“ entäußern sollten. Nirgend wird der Zwang so übel empfunden, als wo es sich um religiöse und kirchliche Unduldsamkeit handelt, hier war es aber nur eine Schnurre aus erklärlichen Beweggründen. Dazu muß noch bemerkt werden, daß die Pastoren der drei benannten Kirchen innerhalb der Stadt ihre Prärogative vor den übrigen der Stadtjurisdiction unterworfenen Kirchen auch durch ihre Amtstracht äußerlich zur Darstellung brachten, die mit der der Rathsglieder übereinstimmte, nur mit dem Unterschiede, daß der schwarze Staatsüberwurf der weltlichen Herren, auch von einem Degen verziert, kürzer war und nur bis zum Knie reichte, während die Geistlichen ihren Talar bis zur Ferse und ohne Degen verlängert zu tragen sich gestatteten, eine Tracht, wie sie auch heute noch in verschiedenen Städten Norddeutschlands, Hamburg, Lübeck, Bremen, Braunschweig bis nach Leipzig hinauf, bemerkt wird. Auch in einer anderen Weise wurde dieses Verhältniß einer gewissen Ueber- und Unterordnung lange Zeit beibehalten. Es mußten nämlich die Pastoren trans et cisdunavienses, die von dießseits und jenseits der Düna, jährlich einmal in einer Stadtkirche nach einem vom Senior aufgegebenen Text eine Predigt halten, um ihre fernere Amtstätigkeit zu documentiren, und da hatten sie auf der Kanzel der Stadtkirche in die hier allein statthafte Amtstracht sich einzukleiden, eine Sitte, die insofern noch bis 1832 beibehalten ward, daß kein Prediger von Auswärts in seinem gewöhnlichen Amtskleide auf einer städtischen Kanzel erscheinen durfte.

Der damals stark sich geltend machende Uebelstand wurde von Keinem lebhafter, als von unserem Liborius Depkin empfunden, der sich in seiner Amtstätigkeit ungerechter Weise beeinträchtigt glaubte. Er wünschte nichts, als gleiche Berechtigung und derselben entsprechend auch als äußere Kundgebung derselben gleiche Amtstracht. Beides wurde ihm aber vom Rath und Ministerium mit Entschiedenheit versagt. So blieb der Stand der Dinge mehrere Jahre unentschieden in

der Schweben, und die Gesuche des Pastors an der Jesuskirche hatten keinen Erfolg. Da entschloß sich denn, erschlichlich vom General-Superintendenten Fischer und General-Gouverneur Hassler unterstützt, der so „in seinem Rechte gekränkte“ Pastor an der Jesuskirche, unmittelbar bei Seiner Majestät um Abhilfe dieses Uebelstandes zu unterlegen, worauf 1694, den 9. October, König Carolus zu Stockholm eigenhändig seinen „gnädigsten Willen und Befehl“ unterschrieb, daß der Pastor an der Jesuskirche Liborius Depkin dem Stadtministerio einverleibt und mit den Stadtpastoren, die beiden Oberpastore bei der St. Petri- und Domkirche, als mit welchen ihm keine Competence verstatet, ausgenommen, sein Rang und Stelle nach dem dato seiner Vocation genießen solle.“ Hassler, der damals selbst in Stockholm anwesend war, insinuirte sofort dem Rath und Ministerium diese allerhöchste Resolution zur Nachachtung. Doch es kamen bald schwere Zeiten, und die Könige von Schweden hatten wichtigere Dinge zu thun, als die Amtstracht und Rangstellung der vorstädtischen Pastore in Riga zu reguliren. Brannten doch die Kirchen mit den Vorstädten alsbald in den Belagerungen ab, so daß man später froh war, wenn es nur wieder zum Neubau und zur Wiederbesetzung der erledigten Pfarrstellen kam. Mit dem gesicherten Friedensstande, dessen wir uns nun unter dem russischen Scepter Gottlob seit nunmehr 170 Jahren erfreuen, so daß kein vernünftiger Mensch die alten Zustände früherer Jahrhunderte zurückwünschen kann, tauchte die alte Seeschlange von wegen der Stellung der vorstädtischen Pastoren wieder auf. Pastor Stein zu St. Georg und Gertrud erregte 1777 außs Neue die Frage, die vom Rath und Stadtministerium mit großer Gereiztheit und Empfindlichkeit abgewiesen ward. Erst seinem Nachfolger gelang es, durch ein Urtheil des St. Petersburger Justizcollegiums im zweiten Decennium dieses Jahrhunderts, die Sache dahin zu erledigen, daß eine vollständige Gleichberechtigung in Seelsorge und Amtshandlungen für Stadt und Vor-

stadt vorgeschrieben wurde, die Amtstracht der Stadtpretiger aber als ein besonderer Schmuck diesen zum ausschließlichen Gebrauch anheimgegeben blieb.

Ein tiefer Groll blieb zwischen Rath, Ministerium und unserem Liborius Depkin an seiner vorstädtischen Jesuskirche bestehen, und dieser konnte sich in solcher Vereinsamung, die aber keineswegs so gefährlich war, als es den Anschein hatte, mit der Achtung und Liebe seiner Gemeinde und mit dem reichen Zuspruch, den seine Predigten fanden, wovon später noch ein Wort mehr, trösten. In den 14 Jahren seiner Amtsführung an der Jesuskirche scheint sich seine Gemeinde weit über den Kreis seines ursprünglich zugewiesenen Gebietes ausgedehnt zu haben, was er seiner vorzüglichen Beredtsamkeit und charaktervollen Gesinnung zu verdanken hatte.

Wir haben schon gehört, wie Gen.-Sup. Fischer ihm seine besondere Gunst wohlverdient schenkte. So hielt er im Fischerschen Kreise in der Jacobikirche 1693 eine Leichenrede der erst 14 Jahr alt verstorbenen Christiane Elis. Fischerin, der Tochter des General-Superintendenten: „Die Auferstehung der Todten mit ihrem Erstlinge und Nachkömmlingen“, und zwar 64 Seiten 4. lang gedruckt. Man sieht, was man damals leisten und vertragen konnte: eine Leichenrede, bei 64 Quartseiten lang! Heute würde beim Anhören leicht alle Andacht aufhören. Sodann haben wir von ihm eine zweite gedruckte Leichenrede, „Der Trost Israels und zwar woher er entstehe, worin er bestehe,“ bei der Leichenbestattung der Frau Rosine Elis. Fischerin, geb. Markthalerin, 1696, 60 Seiten 4. gedruckt. Noch eine Leichenrede, „Die wahre Heimath der Gläubigen nach ihrer eigentlichen Beschreibung und herrlichen Wirkung ic. aus Ps. 84, 2—3 vorgestellt“, 1696, 42 Seiten 4. Endlich eine Rede auf den verstorbenen Bruder des General-Superintendenten F., Dr. med. Benjamin Fischer, „Von der Seligkeit der Gläubigen im Leben und im Tode“, 1697, 60 Seiten 4. Man sieht, seine Themata werden in ihrem Ausdruck immer geläuterter und unserem heutigen

Geschmack zusagender, denn noch heute ließen sich diese Formen der gewählten Themata sehr erbaulich hören, was man nicht von allen Predigten aus jener Zeit, trotz der „reinsten Lehre“, deren sie sich befließigten, sagen kann. Ja noch mehr, sein Gönner und Freund General-Superintendent Fischer räumte ihm, dem Pastor an der Jesuskirche, die Jacobikirche, freilich nicht zum geneigten Wohlgefallen Anderer, zu einer Predigt an einem besonderen Festtage ein: „Christliches Dankopfer an dem großen Dank- und Freudenfeste über die Errettung der in die 10. Woche bedrängten Stadt Narva von der Grausamkeit der Moskowiter durch die schwedischen Waffen“, 1701, 8 Bogen Folio. Der Prediger ahnte damals nicht, was ihm 9 Jahre später zu vollbringen auferlegt ward.

Bereits im ersten Jahre seines Amtes, 1689, den 27. August, verheiratete er sich mit Anna v. Diepenbrock, Tochter des Assessors beim königl. Burgericht, Dietrich v. D. Und nun staune der Leser über die Leistungen der in Riga damals vorhandenen allzeit fertigen Poeten, die in nicht weniger als 20 (zwanzig) längeren und kürzeren Hochzeitsgedichten und zwar 8 in lateinischer und 12 in deutscher Sprache, ihren Gefühlen Ausdruck gaben. Die unterschriebenen Namen sind Bürgen, daß unser Liborius D., trotz seines besprochenen Streitens, sich doch einer großen Anzahl literarisch hochgebildeter Freunde am Orte erfreuen konnte. Da waren es sein Schwager, Wochenprediger Caspari, Heintr. Lademacher, Pastor zu St. Georg, M. Herminus Witte, Prof., Joh. Möller, Mathem. Prof., Michael Pinsdorfer, Conrector, G. Sunelke, Subrector, Heppenstedt, Collega, Peter v. Dunten, Georg v. Dettingen, G. à Dunten, Heinrich v. Dreiling, Claudius Hermanus v. Samson, die letzteren offenbar Rathsglieder, Michael Diepenbrock, Liborius Deyflin, Pastor zu Lemsal als „Beter“, Gildenstedt, Pastor zu Babit und Holmhof ic. Auch fehlte nicht eine „Ecloga oder lustiges Hirtengespräch auf das hochzeitliche Freudenfest ic. von Irenaeo Crusio, Bornensi Mis-

nico, Philos. Baccal. et. S. S. Th. Cultor“, in welchem Titiro und Uranio abwechselnd singen. Bartholomäus D., sein Nefte, der später sein Nachfolger im Amt des Oberpastors zu St. Petri ward, war damals erst 8 Jahre alt.

Hoffentlich werden die freundlichen Leser dieser Lebensbilder aus alter Zeit es dem Verfasser nicht mißgönnen, wenn er sich an dieser Stelle eine kleine Abschweifung erlaubt, die aber in genauestem Zusammenhang mit dem eigentlichen Thema steht, und deshalb eben nicht gerade unstatthaft sein dürfte. Auch Riga hat, seitdem mit den ersten Tagen der Reformation die Predigt von der Kanzel als praktische Auslegung und Anwendung des göttlichen Bibelwortes ein Haupttheil des öffentlichen Gottesdienstes geworden ist, mit unwillkürlicher Berücksichtigung der jedesmaligen zur Zeit herrschenden theologischen Richtung, der wechselnden Sprachbildung und des Bedürfnisses noch zeitgemäßer Wohlrednerheit, im Laufe der Jahrhunderte bis auf die jüngste Gegenwart — was zu beobachten dem Liebhaber der Culturgeschichte von Interesse ist — nicht unerhebliche Wandlungen erlebt, die aus vorhandenen gedruckten Predigten nachzuweisen sind. Wer sich die Prediger auf den Kanzeln Rigas betrachtet, wie sie in der Reihenfolge der Generationen bei ihren andächtigen Gemeinden willige und empfängliche Zuhörer gefunden haben, soweit man sich diese Localerinnerungen, auf Grund aufbehaltener Drucksachen, vergegenwärtigen kann, der wird sich dem Urtheil nicht entziehen, daß im Durchschnitt, wenn auch ab und zu mit kurzen Unterbrechungen, wo vielleicht eine gewisse Stagnation eintrat, und der Mangel an Nachweis Lücken läßt, es zu keiner Zeit an Persönlichkeiten gefehlt hat, die durch rednerische Begabung und herzliche Anempfehlung der Heilslehren des Evangeliums nicht geringen Einfluß auf die religiöse und moralische Denkart der ihnen pflegebefohlenen Seelen ausgeübt haben. Wie sie selbst von ihrer Zeit getragen wurden, und sich daher auch nie ganz von obwaltenden Stimmungen und Strömungen isoliren konnten, so haben sie anderer-

seits doch auch stets die Berücksichtigung gefunden, welche der Würde und Bedeutung ihres wichtigen Berufes entsprach. Daß jedoch zu allen Zeiten diejenigen unter den Pastoren, die in irgend einer Weise hervorragend sich geltend zu machen wußten, einen größeren Anklang und Anschluß fanden, liegt in der Natur der Sache und bedarf keiner Erklärung. Näher auf diesen Gegenstand einzugehen, würde hier zu weit führen. Doch können wir uns nicht enthalten, Einiges darüber andeutungsweise hervorzuheben, wodurch gewissermaßen einzelne besondere Epochen dieser geistlichen Thätigkeit gekennzeichnet werden. Daß es nun auch nach den ersten reformatorischen Prädicanten Rigas, wie Andreas Knöpfen zu St. Peter und Sylvester Tegetmeyer zu St. Jacob, sofort im ersten Jahrhundert — wir erwähnen nur den freilich nicht ganz glücklichen Oberpastor Menner zur Zeit der Kalenderunruhen und dessen Nachfolger Oderborn, der später als Superintendent von Kurland und am herzoglichen Hofe zu Mitau fungirte — an geschickten Verkündigern des Wortes nicht gefehlt hat, haben wir Ursache vorauszusetzen. Als bedeutender Kanzelredner in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts steht Hermann Samson da, dessen zahlreich gedruckte und noch vorhandene Predigten von seinem Eifer sowohl (man denke an seine „Cometenpredigt“, „Hexenpredigt“ u. s. w.) als von seiner homiletischen Kunst günstige Zeugnisse ablegen, wenn auch seine Beweisführungen für manche an sich ganz richtige Propositionen heutzutage weniger zusagen würden.

Nach ihm wirkte Magister Breverus, der 1664 das erste in hochdeutscher Sprache abgefaßte Rigasche Gesangbuch edirte, das in unzähligen Ausgaben und Erweiterungen sich 120 Jahre erhielt, als Prediger lange Jahre mit Nachdruck und Erfolg, wie seine vielen handschriftlich aufbehaltenen Predigt-Dispositionen (im erwähnten „Superintendentenbuch“) aufweisen. Sein Zeitgenosse, Generalsuperintendent Fischer scheint, pietistisch „angehaucht“, einen „neuen Ton“ in der Predigtweise angeschlagen zu haben, den er in der

Jacobikirche, damals unter dem Patronat des Königs, für die schwedische Garnison und „Kronsbeamte“, in seinen mit ausdrücklicher Erlaubniß Karl's XI., seines Vönners, in deutscher Sprache gehaltenen Predigten vertrat, die deshalb auch von Vielen „aus der Stadt“ mit Fleiß gehört wurden, wobei es zu manchen eigenthümlichen collegialischen Auseinandersetzungen kam. Daß der mannhafteste General-Superintendent von Livland, Heinr. Bruiningk, mit dem Beginn der russischen Aera zugleich Oberpastor zu St. Petri, kein unbegabter Prädicant gewesen sein muß, obgleich Gedrucktes von ihm nicht vorliegt, ist bei seiner allgemein anerkannten Wirksamkeit nicht zu bezweifeln. Inzwischen scheint nach ihm eine Zeitlang eine gewisse Verminderung der Anziehungskraft, welche die Kanzeln sonst ausübten, obgewaltet zu haben, bis urplötzlich im Herbst 1764 der erst 20-jährige J. G. Herder, als Pastor-Adjunct durch ungewohnten Schwung edelster idealer Begeisterung und hinreißender Sprache die Rigenser zu seinen Predigten herbeizog, so daß sich der damalige Mäcen der beaux esprits und der Künste, Geheimrath von Vietinghoff, für sich und seine Familie in der Jesuskirche eine besondere Loge zur Anhörung der herrlichen, vielbewunderten Herderschen Predigten bauen ließ. Herder, bei aller Anerkennung der Liebe und Verehrung, die ihm in unserem „nordischen Genf“ zu Theil ward — Ritterschaft und Stadt und selbst die deutsche Colonie an der Newa wollten ihn sich conscribiren zu höheren Stellungen — mochte übrigens doch gefühlt haben (wir erlauben uns zu sagen, der Adler in einem Käfig), daß hier nicht der rechte Ort zur Entwicklung und fruchtbaren Verwerthung seines Geistes sei, wie er denn schon im Frühjahr 1769 zu Schiff wieder abzog, um später schließlich in Weimar, wo die Sterne erster Größe am geistigen Himmel Deutschlands zu glänzen begannen, neben den andern Geistesheroen seinem Namen unsterblichen Ruhm zu erwerben. Wenn übrigens Goethe's, Schiller's und Herder's Leibbeserben nachträglich „baronisiert“ wurden,

so hat dieser Umstand nichts dazu beigetragen, die Unsterblichkeit dieser Namen zu verewigen. Sein Weggang aus Riga scheint von manchen Seiten her nicht ungern empfunden worden zu sein, wie denn die beiden auf einander folgenden Oberpastoren von Effen und von Reußner, in ihrer Art gewiß nicht zu unterschätzende Capacitäten, wie auch der feingebildete Rector und Wochenprediger Schlegel, der aber gleichfalls nicht in Riga blieb, sondern es vorzog, bei günstiger Gelegenheit als Gen.-Sup. nach Greifswalde zu gehen, alsbald ihr Terrain unbeanstandet beherrschten. Doch da war es 1792 der 26jährige Oberpastor zu St. Jacob R. G. Sonntag, früher schon seit 3 Jahren hier einheimisch geworden als Rector der Domschule, und darauf als Rector des Lyceums und Diaconus zu St. Jacob, ganz aus und in der Strömung der damaligen modernen Zeittheologie, der sofort der gefeierte Kanzelredner des Tages ward, dem der alte, sonst hochachtbare Gen.-Sup. Lenz stillschweigend das Feld räumen mußte. In den nächsten zwei Jahrzehnten blieben Sonntag, sowie der Oberpastor zu St. Petri Liborius v. Bergmann und der reformirte Prediger Collins das Dreigestirn der Kirchen Riga. Sonntag's zahlreich gedruckte Predigten und Reden waren Muster für Viele und auch geschätzte Erbauungsbücher zu häuslicher Andacht in Stadt und Land.

Wir schließen hier die vielleicht schon zu lang gewordene Digression, und fügen nur hinzu, daß nach diesen kirchlichen Repräsentanten an der Wende des vorigen Jahrhunderts und dem Anfange des gegenwärtigen, nach bekannten Uebergängen, eine neue Zeit kam, deren Schilderung wir füglich unsern Nachlebenden überlassen.

Fast scheint es, als haben wir unsern Liborius Depkin ganz aus den Augen verloren. Es ist also Zeit, auf ihn zurückzukommen. Was nun diesen begabten und tüchtigen Kirchenmann betrifft, der von 1688—1710 erst Pastor an der Jesuskirche und dann Oberpastor zu St. Petri und Stadtsuperinten-

dent war, so könnte schon die Berufung auf seinen an Jahren älteren Zeitgenossen und ausdauernd väterlichen Freund, den hochansehnlichen Gen.-Sup. Fischer, genügen, um die Behauptung zu rechtfertigen, daß er, nach Maßgabe seiner Zeit, ein anziehender und fesselnder Verkündiger des göttlichen Wortes gewesen sein muß. Doch fehlt es nicht an vielfachen Andeutungen, die ihm diesen Ehrenplatz unter den Predigern Rigas zu allen Zeiten sichern. Sein Bildniß, das, wenn nicht alle Zeichen trügen, ein sehr gelungenes und wohlgetroffenes sein möchte, in Del nicht übel gemalt, auf der Stadtbibliothek aufbewahrt, läßt uns in Gesichtsausdruck, Augenglanz und Haltung den erkennen, der auf seine Umgebung hoch und niedrig einen besonders wirksamen Eindruck gemacht haben muß. Der Pastor-Adjunct Schweder schreibt 1813, freilich 100 Jahre später, aber, wie es scheint, auf Grund nicht gefälschter Tradition von ihm: „Der Rath berief ihn, kurz nach der Einweihung der wieder erbauten Jesuskirche, zum ersten Pastor derselben. Er war aber zugleich der letzte Prediger an der Jesuskirche, der, als solcher, sein Recht, zum Stadt-Ministerium mitgezählt zu werden, geltend machte (in thesi fügen wir hinzu, ohne daß es ihm in praxi gelang). Diese Predigerstelle bekleidete er bis zum J. 1702, da er den 7. März zum Pastor am Dom und Assessor des Consistoriums ernannt wurde. Noch in demselben Jahre ward er Pastor an der Petrikirche und Oberpastor und königl. Superintendent. Die letztere Würde (im J. 1832 unter russischer Herrschaft wieder nach 120 Jahren erneuert), zu der er am 1. Juli d. J. gelangte, erhielt zur Zeit der schwedischen Landesregierung der jedesmalige Stadt-Oberpastor gewöhnlich gleich nach dem Antritte dieses Amtes. Aber auch sie hörte mit Depkins Tode auf. M. Sib. Depkin war ein sehr beliebter Prediger, und hochgeschätzt überhaupt bei Hohen wie bei Niedrigen. Das große Ansehen, in dem er am königlichen Hofe stand, half nur, um dem kräftigen Manne in Allem, was er aus Liebe zu Wahrheit und Recht thun zu

müssen glaubte, noch nachdrücklichere Wirkung zu geben.“ Soweit Schweder. Ferner schreibt Sonntag 1814 in dem von ihm redigirten Rig. Stadtblatt Nr. 48, auf Grund handschriftlicher Nachrichten, wie wir im Auszuge wiedergeben: Der Stadtsuperintendent Lib. Depkin zu Anfange des vorigen Jahrhunderts war ein so beliebter Prediger, daß einmal zwei Damen von Stande darüber, welche von ihnen seiner Kanzel am nächsten sitzen sollte, in der Kirche handgemein geworden seien. (S. fügte hinzu: „in späteren Zeiten will man von dergleichen Unfug nichts vernommen haben.“) Graf Löwenhaupt war nämlich 1706 Gouverneur von Riga geworden. Seine Gemahlin hatte in der Petrikirche, wo Depkin predigte, ihren Platz in dem mit rothem Tuch ausgeschlagenen Gouvernementsstuhle nehmen können. Da aber eine Generalin Funk mit ihren Stieftöchtern bis dahin sich dessen bedient hatte, und für zwei Familien nicht Raum war, so ging die Gräfin mit ihren Kindern in die, dem Prediger obnehin auch näheren Bürgerstühle, der Kanzel gerade über. Das Publicum erlaubte sich allerlei Bemerkungen, welche die Generalin endlich bestimmten, sich einen eigenen Stuhl zuzulegen. Dieser sollte nun aber zunächst dem Gouvernementsstuhle sein, ebenso ausgeschlagen und vor allen Dingen auch ganz so lang und so breit. Halb mit Gewalt wurde dann einer Bürgerfrau ihr kleiner Stuhl abgekauft, von einem anderen ein Stück, und von dem Gouvernementsstuhle das andere Stück zugenommen, um die verlangte Größe zu gewinnen, Alles gehörig decorirt und nun mit der Besitznahme der Eigenthümerin beehrt. Statt aber den jetzt ihr geräumten Gouvernementsstuhl einzunehmen, blieb die Gräfin unter ihren Bürgerfrauen sitzen, und äußerte sich blö, es habe der Generalin nicht gebührt, den Gouvernementsstuhl verändern zu lassen. „Hierüber entstand nun“, erzählt Löwenhaupt, „Lärmen und Parteien unter dem Frauenzimmer, wie gemeiniglich in solchen Fällen zu geschehen pflegt, wenn man seine Zeit mit

Blaudereien von neuen Begebenheiten zubringt. Man nahm Partei für und wider.“ Endlich, nach langen Debatten, wobei man sogar mit Klagen beim Hofgericht drohte, wurde endlich die Sache auf dem Wege der gütlichen Vermittelung beigelegt.

Daß Liborius Depkin ein energischer und entschlossener Charakter gewesen ist, geht auch aus seinem oben bereits erwähnten Begehren satzsam hervor, als Pastor an der Jesuskirche der Stadtgeistlichkeit in allen Beziehungen gleichberechtigt „incorporirt und eingekleidet“ zu werden, was aber auf keinen geringen Widerstand stieß, und erst durch seine Ueberführung in die Stadt aus der Vorstadt mit Stillschweigen für diesmal ad acta gelegt wurde. Mitten in jener Zeit der Kriegsunruhen und Pestilenz, der zufolge stets sich erneuernde Vacanzen in den Predigerstellen eintraten, wurde Liborius Depkin von der Jesuskirche sofort 1702 zum Pastor am „Thum“, und noch in demselben Jahre nach abermaliger Vacanz zum Pastor zu St. Petri, Oberpastor und Superintendenten ernannt, und somit nach erst 14jährigem Amtsdienst, 42 Jahre alt, als Senior an die Spitze der Geistlichkeit gestellt. Ein eigenhändig abgefaßter vorliegender Brief an den livländischen General-Superintendenten Dr. Nic. Bergius in Bernau giebt in Styl und Vortrag des Gegenstandes eine nicht gewöhnliche Gewandtheit des Ausdrucks zu erkennen. Es handelte sich nämlich um einen offenbar calumniösen Streit, in welchem der Prediger an der Jacobikirche, Stübing, mit dem Rector der Realschule, Rode, sich etwas zu lebhaft engagirt zu haben scheint, und wobei Liborius Depkin die Vermittelung übernimmt. Daß unser Liborius Depkin in diesen letzten 8 Jahren seines Lebens, die ihm noch beschieden waren, mit vielfachen Sorgen und Mühseligkeiten nicht bloß des Amtes, sondern auch der Häuslichkeit zu kämpfen hatte, geht aus Manchem hervor. Nach 18 Jahren glücklich geführter Ehe mit Anna v. Diepenbroock (aus welcher ihm neun Kinder erwachsen) ward er durch den Tod seiner

geliebten Ehefrau in Trauer versetzt. Doch sah er sich bereits im folgenden Jahre 1709 in der Lage, in eine zweite Ehe zu treten mit Frau Catharine Witte, der Wittwe des Raths- und Waisenherrn Balthasar v. Nageln, wobei nach hergebrachter Sitte verschiedene Carmina von Verwandten und Freunden in Druck erschienen, und zwar 7 deutsche, 1 lateinisches, 1 griechisches und 1 hebräisches. Uebrigens ist diese hebräische Beglückwünschung, das müssen die Leser freilich schon aus's Wort glauben, nichts als eine kleine Blumenlese von Psalmstellen, die also unglaublich leicht zusammenzusetzen war. Und wenn auch darin anfangs das Vorgetragene in dem Gedanken gipfelt: „Stimmen der Freude (erschallen) heute in der zahlreichen Gemeinde deiner Bekenner, o Gott“, so wird übersehen, daß das soeben vermählte Ehepaar gar bald im „Thränenthale“ wandern mußte. Wir unterlassen Proben aus dem Uebrigen hinzuzufügen, da wir schon früher den damaligen Geschmack hinlänglich glauben angedeutet zu haben. Kurz konnten sich aber unsere Alten nicht fassen, wenn wir erwägen, daß zu diesen 10 Hochzeitsgedichten noch eine lange Tabula votiva in Lapidarstyl auf drei Foliosseiten kam und daß alles kurz vor der Schlacht bei Poltawa, wo alles aus den Fugen zu fallen drohte.

Auch verdient Erwähnung, daß im J. 1708 in Leipzig eine Charakteristik der sämtlichen namentlich angeführten damaligen Glieder der Stadtgeistlichkeit 11 S. 8 gedruckt erschien, wobei bemerkt werden muß, daß nur die 8 Pastoren zu St. Petri, Dom und St. Johannis gefeiert wurden, dagegen aber die Prediger der Vorstädte und des Patriominalgebiets gleichsam als nicht vorhanden sich ein beredtes Stillschweigen gefallen lassen mußten: ein *lusus poeticus sive Anagrammatismi, ex nominibus eorum, quibus pl(urimum) rev(erendum) Ministerium Rigense h(oc) t(empore) constat, eruti et versibus inclusi, d. t.:* Ein poetisches Spiel oder anagrammatische Distichen nach den Namen der gegenwärtigen rigaschen Stadtpastoren. Da wird denn das Wort Superintendent umgestellt in

Prudens enitens, d. i. ausgezeichnet kluger Mann; Diaconus-Dius cano, „ich singe himmlisch“, weil der Diaconus die Altarliturgie zu singen hatte u. s. w.

Doch nun kam die schon lange schwer drohende unvermeidliche Belagerung Rigas, die 1710 am 4. Juli mit der Capitulation ihr Ende fand. Aus dieser letzten aller Belagerungen, die Riga in den Jahrhunderten erleben mußte, liegt ein nicht uninteressantes Actenstück und zwar vom 28. Mai 1710 vor: „Wir auf Dero Hochgräfl. Excellenz gnädigsten Befehl, heißt es in der Unterlegung der Geislichkeit, von sämtlichen Pastoren eigenhändig unterschrieben (an den Gen. Gouv. Niels Strömberg), C. C. Ministerium dieser Stadt sind gestrigen Tages zusammengetreten und haben Dero Begehren, nämlich der hiesigen Garnison in der äußersten Noth beizutreten, unterthänig erwogen: als hat selbiges, unerachtet Ihro Königl. Majestät die Priester von allen oneribus in Dero Allergnädigsten Landes-Ordnung-n Allergnädigst befreiet, sich dennoch nicht entziehen wollen nebst der Ritter- und Landschaft, dem hiesigen Magistrat und Bürgerschaft, auch das Seinige beizutragen, nichts mehr beklagende, als daß die zehnjährige Kriegeszeit, darin fast alle Membra Ministerii zu denen Stadtdiensten gekommen, vorher von den Feinden ruiniret und sich bishero ohne Salaria behelfen müssen, insonderheit aber diese langwierige Belagerung unsere Mittel dermaßen erschöpft, daß wir uns kaum jezo mit den unsrigen zu erhalten, geschweige was erkleckliches zu Ihro Königl. Majestät Diensten darzureichen vermögen. Da aber C. C. Ministerium dieser Stadt bisher bei allen Fällen ihre Treue und zele zu erweisen getrachtet u. s. w. Nun folgen die eigenhändigen Unterschriften mit den notificirten Gaben: „Superintendent M. Liborius Deplin, 42 Loth neuen Silbers, M. Arnoldus Fuhrmann, Past. zum Thumb, 40 Loth Silber, M. Joh. Brodhusen, Wochenprediger, 32 Loth Silber, Johann v. Diepenbrock, Archidiaconus, ein vergoldeter Becher, Silber 20 Loth, M. Antonius Gildenstädt, Pastor an

St. Johannis, 30 Loth Silber, Christianus Lauterbach, Diac. und Morgen-Prediger am Duhm, bei Entbehrung seines ordentlichen und richtigen Salarii, sein Silber und Baarschaft in etlichen Jahren hat zusehen und das Seinige verzehren müssen — giebt, aus seiner Nothdurft 2 Loth Roggen, und endlich M. Georg Ludovici, als jüngstes Mitglied, erklärt sich, wiewohl nichts an Gage genossen, dennoch, äußerstem Vermögen nach, beizutragen 2 Loth Gersten."

Wenige Wochen nach dieser letzten Anstrengung kam es zum Abschluß, und M. Lib. Depkin hatte in Gegenwart der höchsten russischen, sowie der Stadt- und Landes-Autoritäten die Huldigungspredigt am 6. Juli in der Schloßkirche über den Text Röm. 13: „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat“, zu halten. Aber bald sollte des treuen Mannes müder Geist von all' den Unruhen und aufreibenden Anstrengungen erlöst werden, indem er, bereits den Gifstoff der Pest in sich tragend, schon am 29. Juli zu einem besseren Leben entschlief.

Mit ihm erlosch die alte Pastorenlinie der Depkin. Der Familienname erhielt sich noch in dem Bürgermeister Liborius Depkin, der 1782 starb, dessen Tochter Elisabeth Depkin, Wittwe des Ältesten Nikol. Stoppelberg (+ im J. 1842), die letzte ihres Namens war.

Ihm aber, dem ehrwürdigen letzten Stadtsuperintendenten aus schwedischer Zeit, war die Ruhe zu gönnen, die er fand. Für seine Nachlebenden kam eine neue Zeit, mit neuen Aufgaben und Arbeiten.

